Erzählungen

und

Phantasiestücke

von

Ludwig Bechstein.

Vierter Band.

Stuttgart,
1831.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Babenberger.

Historische Skizze

aus dem

ersten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts.

Die Babenberger.

An einer reichbesetzten Tafel saß am Tage des heiligen Michael, im Jahr 902, der Pracht und Lebensgenuß liebende Bischof Rudolph von Würzburg. Seine drei Brüder, die edlen Grafen von der Wetterau, Eberhard, Gebhard und Konrad, erfreuten ihn mit ihrem Besuche; ihrer Anwesenheit galt der erhöhte Glanz, die reichere Fülle, die größere Zahl der Geladenen. Die schönste Perle in der Krone der versammelten Edlen geistlichen und weltlichen Standes war das Fräulein Bertha von Baunach, eine verwaiste Verwandtin des Bischofs, unter dessen väterlichem Schutze sie lebte. Lästermäuler im Volke wollten freilich von einem andern Verhältniß wissen, das im Widerspruch stehe mit einem der geistlichen Gelübde. Sie saß in der Nähe ihres Schutzherrn neben Gebhard, und entzückte durch ihres

Mundes holde Rede das jugendliche Herz des Jünglings, der sich lebhaft um ihre Gunst bewarb. Von Zeit zu Zeit schaute der Bischof lächelnd nach ihr und dem Bruder hin, wohl auch schalkhaft mit dem Finger drohend, dann traf ihn aber gewöhnlich ein strenger Blick von ihr, der ihn an seine Würde erinnern sollte, und den er gar wohl verstand. Eberhard sprach viel mit dem Bischof über die Zeit, in welcher sie lebten, und diese bot in der That des ernsten Stoffes genug. Die Ungarn waren im Bayerland eingefallen, und verheerten es mit unmenschlicher Grausamkeit, nachdem sie vorher in Italien fürchterlich gehaust hatten, dann durch Kärnthen und Oesterreich gezogen waren, auch dort durch jeglichen Frevel zeigend, daß der Schrecken ihres Namens, der vor ihnen her zog, wie ein bleiches Gespenst, kein leerer Schall war. Leicht war zu fürchten, daß sie immer weiter nordwestwärts ihren Zug nehmen würden, wenn ihrem Strom nicht eine starke Macht sich entgegendämmte, und noch war eine solche Macht nicht vorhanden. Deutschlands Scepter ruhte in den Händen Ludwigs IV., dem die Geschichte den Beinamen: das Kind, gegeben, weil er nach

seines Vaters Tode noch minderjährig auf den Thron erhoben wurde; und standen ihm als Vormünder auch die Reichsverweser, Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen, und Erzbischof Hatto von Mainz, kräftig zur Seite, so vermochten sie doch nicht, die Hyder der Zwietracht, die allseitig neue Köpfe erhob, zu überwältigen, denn nicht nur von aussen drohte Gefahr, in sich selbst zerfallen war das liebe deutsche Land, und unter einer Menge kleiner Herren, Herzoge, Grafen, Dynasten rc. zersplittert, die sich unaufhörlich befehdeten. In der fröhlichen glänzenden Versammlung aber, die den Hofstaat des geistlichen Fürsten bildete, denn ein solcher mochte der reiche und mächtige Bischof von Würzburg wohl genannt werden, herrschten Jubel und Freude. Hohe Frauen, schön und tugendreich, zierten noch außer Bertha von Baunach das festliche Mahl, unter denen Rudolphs Schwägerin Elismunda, Konrads Gemahlin, als einer der ersten Sterne hervorleuchtete. Diese Alle umschlang ein Band der Eintracht, und so weit der fröhliche Gastgeber umherblickte in der geschmückten Halle voll hochgeehrter Gäste, sein Blick traf in Freundesaugen, und das hob sei-

den Stolz, denn gestützt auf solche Verbindungen, befreundet mit solchen Rittern, zur Seite drei ritterliche Brüder, deren jeder eine Zahl edle Vasallen und tapfere Reisige aufzubieten vermochte, wer hätte wohl wagen dürfen, ihm feindlich zu nahen? Deßhalb konnte er auch lächeln zu den Besorgnissen, die Eberhard in Betreff der Ungarn laut werden ließ. »Laß sie kommen,« sagte er: »wir wollen sie so zu Paaren treiben, daß sie den Weg in ihre Heimath nicht wieder finden sollen. Warum wehren sich die Bayern nicht? Mit solchem Gesindel wird doch noch fertig zu werden seyn? Doch — lassen wir das jetzt, lieber Bruder, trinke und sey guter Dinge!«

Die Freuden des festlichen Mahles zu mehren, zog eine neue Erscheinung die Blicke aller Anwesenden auf sich. Ein stattlicher blinder Greis wurde in den weiten Speisesaal geführt; schneeweiße Locken ringelten sich sparsam um seine Schläfe, ein silberweißer Leibrock, mit himmelblauem Sammet verbrämt, schmückte ihn, eine Harfe, von Meisterhänden gearbeitet, wurde ihm nachgetragen, geschäftige Diener rückten ihm einen Sessel mit Purpursammet, und leiteten ihn darauf hin. Jetzt wurde es still und

stiller, Erwartung lag auf jedem Antlitz. Und es begannen sich unter der Hand des Meisters die Saiten zu regen. Leise und lieblich, wie weitentfernte Musik, lispelten und zitterten die Töne hervor, als habe sie ein sanfter West melodisch dem Instrument entlockt; allmälig wurden sie lauter, anschwellender, rauschten schwirrend durcheinander, und einten sich wieder zur Harmonie. Nun begann der Greis ein Lied der Minne mit weicher und schmelzender Stimme. Die Versammlung war ganz Ohr, andächtig, lächelnd und blinzelnd lauschten die lüsternen Pfaffen, und ließen ihre Blicke verstohlen auf den holden Frauengestalten weilen, die sanft erröthend zuhörten, und höher schlug auch der Ritter Herz.

Der Sänger schwieg, sanft wie vorhin, klangen die Töne der Harfe, bis sie im kaum hörbaren Säuseln erstarben.

Lauter Beifall durchrauschte den Saal. Einen goldenen Pokal ließ der Bischof mit dem edelsten Wein füllen, und dem Sänger reichen. Er trank auf der minniglichen Frauen und Jungfrauen Wohl ihn leer, und griff wieder nach seiner Harfe.

Aber nicht sanft und säuselnd, wie vorhin, lispelten die Saiten Wohllaut; sie rauschten hell und laut, und immer lauter, und mit kräftiger tiefer Stimme sang der Greis ein Schlachtlied, das alle Ritter begeisterte, und wie er mit einem volltönigen Accord endigte, fiel eine reiche Saat köstlicher Geschenke in seinen Becher.

Wie das laute Entzücken verrauscht war, griff der Sänger abermals melodische Accorde, aber nicht wieder war es ein Lied der Liebe, nicht ein ermuthigender Schlachtgesang, düstre und wehmuthvolle Klänge wehten aus den Saiten, tönten in trauriger Weise von des Greises Lippen, voll tiefen Schauers rauschte die Melancholei unsichtbar durch die hohe gothische Halle; ein Grablied war es, was der Sänger sang, aber aus ihm ging er über in einen Psalm, und so ernst, und so würdevoll und so erhebend und feierlich waren Worte und Klänge, daß jeder Athemzug stockte in der zahlreichen Versammlung, daß die Stätte der Freude verwandelt schien in einen Tempel, von der Gegenwart des Allerheiligsten erfüllt, bis die Klänge wieder ersterbend verschwebten.

Reichlich belohnt verließ der greise Sänger die Halle, und unter dem festlichen Klang der

Pokale, unter heitern Gesprächen schwand bald der Ernst, der sich bei dem letzten Liede über die Gesellschaft, wie ein Wolkenschatten, verbreitet hatte.

Aber siehe da, es war, als habe Prophetenahnung das alte Herz des Sangesmeisters durchglüht, als solle die heitre Lust der Minne, wie der Tafelfreuden von ernsteren Anforderungen verdrängt werden.

Ein Edelknabe trat ein, und meldete: Es begehre ein Ritter frei Geleit in das Schloß und heraus, sonder Fährte und Unbill; und der Bischof neigte gewährend sein Haupt.

Neugierige Vermuthungen regten sich im bunten Kreise, was wohl der Ritter bringen oder verlangen möge, gute oder böse Botschaft, ob er in freundlicher oder feindlicher Absicht komme, und aus der Art seiner Anmeldung mußte auf das letztere geschlossen werden.

Nicht lange blieb man in Ungewißheit; ein Ritter mit herabgelassenem Visir, ganz schwarz gerüstet, trat ein, und nahte mit gemessenem Schritt dem Bischof bis auf eine gewisse Entfernung.

»Mich sendet,« begann er, und seine Heroldstimme scholl dumpf und tief aus der Wölbung

des Visirs heraus: »Mich sendet zu Euch, Bischof Rudolph von Würzburg, mein Lehnsherr und Gebieter Albert, Graf von Babenberg. Er sagt sich los von Eurer Freundschaft, er läßt Euch Fehde entbieten auf Leben und Tod, gegen Land und Leute, in Feld und Wald, in Städten und Burgen, als Euer erster und ärgster Feind.«

Er sprach es, und warf seinen Eisenhandschuh zu den Füßen des erstaunten Bischofs. Schnell sprang Eberhard hinzu, und hob den Handschuh auf, und aus dem Munde des Bischofs scholl ein helles, häßliches Gelächter.

»Er bietet mir Fehde, der Graf von Babenberg; habt Ihr es gehört, Ritter und Freunde?« rief er höhnend. »Mir, seinem Oberlehnsherrn der Vasall, mir, dem Grafen und Herzoge verwandt sind, mir, in dem das Blut des deutschen Königs fließt. Nun denn, wir wollen erwarten, was er beginnen wird, der Uebermüthige, und ihm mit Zinsen vergelten, was er an uns zu thun wagt.«

»Gehet hin,« rief er dem Abgesandten zu: »Gehet hin, und saget Euerm Herrn: Es stehet geschrieben: »Wer böse ist, der sey immerhin böse, und wer unrein ist, der sey immer-

hin unrein.« »Und siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke seyn werden!«

Mit dieser tröstlichen Verheißung aus der Apokalypse entfernte sich Alberts Gesandter.

Das neue Ereigniß regte aber alle Gemüther der Anwesenden auf, das Gespräch nahm eine vielseitigere Richtung, die Ritter freuten sich auf einen Heereszug, die Frauen forschten lange nach der Ursache dieser Fehde, und erfuhren, daß nur im beleidigten Stolze, nur in einer Zurücksetzung des Grafen gegen den Bischof der Grund liege. Während nun schon die Brüder des Bischofs sich leiser besprachen, that dieser selbst, als sey nichts vorgefallen, scherzte mit Elismunda, seiner schönen Schwägerin, neckte Bertha, — die, als sie den Namen Babenberg hörte, erblich und erröthete, und dann ernst und sinnend, als hange sie Erinnerungen nach, lange saß — und gab aus dem Fenster ein Zeichen.

Da klangen unten aus dem Schloßhofe herauf die Jagdhörner, und ein fröhlicher Tumult entstand in dem Speisesaale; die Frauen, welche den Jagdzug begleiten wollten, eilten in ihr Kloset, wo geschäftige Dienerinnen sich beeil-

ten, die Prunkgewänder ihrer Herrinnen mit dem leichteren Jagdanzug zu vertauschen. Von den Rittern eilten alle hinab, nur die geistlichen Herren ruhten zum Theil schon selig in den Armen des Weingottes, oder suchten noch wankend den Ort der Ruhe. Nicht so der Bischof. Ihn trieb ein ritterlicher muthiger Sinn zu allen Freuden, die dem Ritter ziemten, mehr als der Dienst des Tempels lockte ihn Weltlust und weltliche Pracht.

Wieder tönten die Hörner, Alle beeilten sich, dem Rufe Dianens zu folgen, die nach verklungenen Kunden schon zu den Römerzeiten einen Tempel hatte in der alten Herbipolis, da wo neben dem Dom hernachmals das neue Münster oder Neben-Stift erbaut wurde.

Auf stattliche Zelter schwangen sich Glismunda und Bertha, einen herrlichen Apfelschimmel bestieg der Bischof, und nun, wie Alle aufgesessen waren, schwieg das Gespräch über Krieg und Fehde, die Hörner jubelten ihre langgehaltenen Töne, und thaleinwärts, immer dem Walde zu, ging der glänzende Jagdzug, auf welchen der Bischof oft mit einer stolzen Freudigkeit zurückblickte. Schöne, präch-

tig gekleidete Edelknaben trugen ihm und den Frauen die schweren Armbrüste nach, die mit künstlichen Bildern von Elfenbein und Silber ausgelegt, und mit Perlenmutter und Edelsteinen geziert waren.

Bald hatte der Eichen heiliges nnd schauriges Dunkel in seinem Schatten die Verfolger der harmlosen Bewohner des Waldes aufgenommen, nur aus weiter Ferne schallte noch von Zeit zu Zeit der weinfröhligen Jäger Gesang, und der Rüden Gebell, von der Hörner wohllautendem Getön begleitet.

Der schwarzgeharnischte Ritter, der dem Bischof Rudolph Fehde entboten im Namen des Babenbergers, ritt einsam und schweigend auf der Straße nach Babenburg zu, die sich durch einen düstern Eichenwald zog, dessen melancholisches Schweigen so ganz mit der Seelenstimmung des Jünglings harmonirte. In ziemlicher Entfernung erst folgte sein Knecht, den Helm des Gebieters tragend, dessen goldlockiges Haar frei und ungehemmt auf die Schultern niederwallte, und das schöne ernste, aber bleiche Gesicht umschattete. Schon neigte sich der Tag, und der blaue reine Himmel lachte

freundlich nieder auf den sinnenden Reiter, während die Sonne ihre Strahlen durch die Baumwipfel sandte, und das bunte Laub mit höherem Farbenschimmer überstreute. Unaufhörlich sanken schon Blätter von den Bäumen; Buchen und Erlen standen schon ganz im fahlen, bleichgrünen Laubschmuck, während sich noch kaum die Eichen rötheten. Der Einsamtrauernde achtete nicht der schönen abendlichen Beleuchtung, in sich selbst gekehrt, das Haupt auf die Brust geneigt, überließ er sich wehmüthig-ernsten Betrachtungen, bis er halb unbewußt, seinen Gedankenträumen Worte gab.

»So ist auch dieser Wunsch nun befriedigt,« seufzte er: »ich habe sie noch einmal gesehen; sie ahnete nicht, wer ihr nahe sey, sie durfte es nicht ahnen. Bist Du nun beruhigt, Herz, weil deine Sehnsucht erfüllt wurde? Glühst Du nun minder? Das war ja das alleinige Hoffen, das Dich belebte: Einmal, nur noch einmal in diese klaren Augen schauen, einmal noch mit dem glühenden schmachtenden Blick die Himmelsgestalt umfassen, und dann scheiden auf Nimmerwiedersehen. Wohlan, es ist vorbei; fahrt wohl, freundliche Jugendträume, fahre wohl, Du schöne, kühne Hoffnung; traure,

liebendes Herz, die Blume, nach der Du so heiß gestrebt, blüht nicht für Dich, es pflegt sie gar ein reicher stolzer Gärtner — und bricht sie — für sich. Fahre wohl, Liebe! — Ha, willkommen Kampf und Schlacht, euer Toben wird meine weichen Gefühle betäuben, beim Rasseln der Schwerter, beim Geschrei der Reisigen wird mir wohler seyn, als jetzt, wo das Wehgefühl der Entsagung mich übermannt, mich zum Knaben macht, am wohlsten freilich wird mir seyn, wenn dieses warme Herz gekühlt wird vom kalten Eisen einer Lanzenspitze oder eines Schwertes, und die Erde kühlend über der brennenden Todeswunde liegt.«

Wie die Sonne schon hinab war, wie schon dämmernd das lichte Gold im Westen mit dem Grau, das vom Ost heraufgestiegen, sich mischte, ritt der Jüngling durch das Thor der hochgelegenen, felsenfesten Babenburg ein. Von mehreren Seiten her sah er, bevor er noch das Burgthor im Rücken hatte, dunkle Gestalten nach demselben Ziele zueilen, und im Innern der Burg grüßte ihn ein lautes geschäftiges Treiben. Eine Menge Reisige waren beschäftigt, die Zurüstungen zu dem Zuge zu vollenden, auf einem freien Platze neben dem Burg-

hof tummelten noch einzelne Reiter ihre Rosse, während andere die ihrigen in die Ställe führten. Den großen Rittersaal füllte eine bedeutende Anzahl befreundeter Vasallen und Nachbarn; am obersten Ende saßen Albert und Heinrich, die Babenberger, gastlich die Genossen zum Trinken nöthigend, während ihre Frauen eifrig beschäftigt waren, die beträchtlichen Massen gebratenen Wildes zu zerlegen, und durch dienende Knappen jedem der Anwesenden sein reichliches Theil zukommen zu lassen.

Da trat der Abgesandte, der sich indeß seiner Rüstung entledigt hatte, im Hauskleid, die Versammlung freundlich grüßend, ein.

»Willkommen Adelhard!« rief Albert erfreut! »Du bliebst lange aus, ich glaubte schon, der Pfaffe hätte Dich gleich als Geisel behalten!«

»Ich bin heute nicht allzufrüh aufgebrochen, ich war noch müde vom gestrigen Ritt,« antwortete der Jüngling.

»Nun Bruder,« fragte Heinrich: »Was bringst Du für Botschaft, was antwortete der Bischof?«

»Die ganze Sippschaft war versammelt; Graf Eberhard hob den Fehdehandschuh auf. Der Bischof lachte, und antwortete voll Stolz und

Hohn, wir sollten nur beginnen, er würde uns schon den Lohn geben nach unsern Werken.«

»Nun denn, es zeige sich,« rief Albert, »ob wir, die Enkel Herzog Otto's von Sachsen, diesem Rudolph weichen müssen, der so übermüthig ist auf die Vetterschaft mit dem deutschen König!«

»Auf den glücklichen Ausgang dieser Fehde für unsern lieben Grafen!« rief ein alter Ritter, und alle Anwesenden leerten die gefüllten Becher auf diesen Trinkspruch.

Der Morgen des folgenden Tages brach an, und mit ihm ein geräuschvolles Walten in der Babenburg; während die Ritter in ihren schweren Eisenharnischen mit klirrendem Tritt durch die hallenden Gänge schritten, und die Steintreppen hinunter gingen, zogen die Knappen die wiehernden starken Streitrosse aus den Ställen, stellten sich die gewappneten Reisige in einzelne Heerhaufen auf.

Indessen so sich alles zum Abzug ordnete, standen die Brüder noch, schon gerüstet, bei den Frauen, von den mächtigen Banden der Liebe und Freundschaft noch festgehalten, ach, für die Weinenden auf eine nur zu kurze Zeit. An Alberts kaltem Brustharnisch schmiegte

die glühenden thränenüberströmten Wangen sein treues Weib, und umschlang ihn, und wollte ihn nicht von sich lassen. Und von Kummer und Thränen fast aufgelöst, erstarb der letzte Schmerzenslaut von Heinrichs Gattin unter seinen heißen Küssen.

Adelhard, auf sein Ritterschwert gestützt, stand seitwärts, mit wehmuthvollem Blick auf die rührenden und zärtlichen Ausbrüche treuer Gattenliebe blickend. »Um mich werden nie solche Thränen fließen,« seufzte er in Gedanken: »mich wird nie eine liebe Hand zurückhalten wollen, wenn ich hinausziehe zu Kampf und Streit. Nun mag es, — keine solche Lust, keinen solchen Schmerz. Und er muß doch süß seyn, dieser Schmerz,« fuhr er in seinem stillen Selbstgespräch fort, während sich jene noch mit einander zum Abschied letzten, und sich nicht losreissen konnten aus den schmerzlichen Umarmungen; von unten herauf aber schallte schon Hornruf.

»Scheidet!« sprach Adelhard mit sanftem Ernst zu den Gatten. »Will es Gott, so kehren wir wieder. Erschwert Eure Herzen nicht durch Zaudern, es muß nun einmal doch geschieden seyn, und wir werden treu zu einander

halten. Da drückten die Liebenden den letzten bittersüßen Kuß des Abschieds auf den Mund der weinenden Frauen, herzten die Kleinen noch einmal väterlich, und rissen sich los. Adelhard reichte den Schwägerinnen noch einmal die treue Rechte, und sie gingen nun, von den heissen Segenswünschen der Zurückgelassenen begleitet. Wie sie hinunterkamen, und aus dem innern Hofraum heraustraten, da hob sich wieder hoch und freudigstolz die Männerbrust, gerüstet standen Ritter und Knappen, in den hellblinkenden Harnischen spiegelte sich die aufgehende Sonne, die sich eben in glänzender Glorie über die waldigen Gipfel des, den Horizont begrenzenden Fichtelgebirges aufschwang, und ein viel hundertstimmiger Jubelruf brauste von dem Heerhaufen glück- und siegverkündend in die frische Morgenluft empor.

Unter Trompetenschmettern und tiefen Hornklängen zogen die Schaaren, die Grafen an der Spitze, westwärts, dem Gebiete des Würzburger Bischofs zu.

Am Abend rasteten die Babenberger mit ihren Schaaren an dem Flüßchen Schwarzach. Ein Vortrab war schon bis an den Main ge-

gangen, und ausgesandte Späher sollten über die Rüstung und das Herannahen der Feinde berichten.

Bald auch kam den Grafen Kunde, das Heer des Bischofs ziehe heran, groß und dunkel, wie eine Wolke, und jener Vortrab zog sich zurück. Auf eine Anhöhe, die eine weite Ebene überschaute, lagerten sich nun die Babenberger, schon von des Abends Dämmerflören umschleiert, und den Augen der Feinde verborgen. Hinter trüben Wolken barg sich der Vollmond, und auf die herbstliche Flur fiel feuchter Thau. Der morgende Tag also sollte entscheiden, ob die Grafen länger Vasallen des stolzen und übermüthigen Bischofs bleiben sollten. Von dem Berge, den sie besetzt hielten, flammten die Wachtfeuer auf, und leuchteten weit.

Die Brüder stiegen von der Anhöhe herab in den Wald, der auf der einen Seite sich an diese lehnte. Da war eine einsame düstere Stelle, wo auch am Tage riesengroße Eichen ein schauriges Dunkel schufen, in der Mitte stand ein verfallener Steinaltar, aus den Heidenzeiten noch, unweit davon rauschte über schwarze Basalte schäumend und tosend ein Bach, sonst war es ringsum öde und stille.

»Das ist der Ort, den wir suchen,« begann Graf Albert. »Er ist ganz dazu geeignet, düstere Gelübde zu hören, und die heiligen Schwüre der Treue. — Meine Brüder, wir wissen nicht, wer von uns morgen um diese Zeit noch unter den Lebendigen ist. Laßt uns einander geloben, fest zusammenzuhalten im Kampfe. Laßt uns den Tod nicht scheuen, und lieber sterben, wenn wir den Sieg nicht erstreiten, lieber ehrenvoll untergehen, als zu des stolzen Bischofs Füßen im Staube winseln, und um das Leben betteln. Nein, viel lieber den bittern Tod. Aber Rache übe der, der den Tod nicht findet, blutige, schreckliche Rache, wenn nicht uns Dreien zugleich das dunkle Loos fällt. Schwört es, meine Brüder, legt eure Hände in die meinen — so — und nun sprecht mir es nach: »Verderben und Fluch Dir, Bischof Rudolph, Dir und deinem Anhang! Nie sey Eintracht zwischen Dir und uns. Wir wollen hassen, was Du liebst, wir wollen zerstören, was Du baust, wir wollen verfolgen, was Du schützest. Das schwören wir bei unsrer ritterlichen Ehre!«

Die Brüder sprachen den Schwur nach. Adelhards Stimme bebte, er gedachte des We-

sens, dem einst alle seine feurigen Wünsche gegolten, das in seinem Herzen wie eine Heilige gelebt; ach, die feurigen Wünsche waren nicht erfüllt worden, das strahlende Heiligenbild war verdunkelt, und nun — sollte er sie mit einschließen in diesen Schwur, er vermochte es nicht, sein Herz dachte anders, wie sein Mund sprach.

Albert umarmte Heinrich und Adelhard, seine Brüder, und küßte sie. »Treu im Leben und treu im Tod!« rief er: »Einer lebe für den Andern, einer sterbe für den Andern!«

»Sieg oder glorreiches Ende, das hilf uns, lieber Vater im Himmel!« sagte Heinrich. »Amen!« setzte Adelhard mit gepreßter Stimme hinzu, und durch seine Seele schauerte eine trübe Ahnung. Traut umschlungen schritten sie durch die Dämmerung der stillen düstern Mondnacht, und kamen wieder zu dem Lager.

Die Krieger hatten sich auf leichte Decken hingestreckt, gewärtig, daß sie aus Träumen von Kampf und Sieg vielleicht wilder Schlachtruf zur rauhen Wirklichkeit erwecke.

Noch war es rings umher stille, der Fluß im Thale, die Bäume des nahen Waldes rauschten

eintönig fort. Auch die Brüder suchten und fanden noch eine kurze Ruhe.

Auf dunkeln Eulenfittigen schwebte die Nacht vorüber; jetzt krähten schon die Hähne im nahen Dorfe, im Osten verkündete eine lichte Stelle den nahenden Morgen, über den Wiesen und Feldern lag bleich wie Schnee, ein dunstiges Nebelmeer. Von Zeit zu Zeit wieherte ein muthiges Roß.

Die Ritter und Reisige erwachten, erhoben und ordneten sich; heller wurde des Ostens Lichtglanz; als die Grafen gerüstet aus ihrem Zelte traten, grüßte sie ihrer Mannen freudiger Zuruf, die schon in gedrängten Schaaren schlachtfertig dastanden.

Drüben am Berge, auf welchem das Schloß Castell seine Mauern und Thürme erhob, stand das Zelt des Bischofs. Seine Brüder, die sich in die Führung der zahlreichen Heerschaaren getheilt hatten, traten ernst zu ihm ein. Er empfing sie mit Würde. »Wohlan,« begann er: »der Tag ist angebrochen, und die kecken Feinde sind nahe; so gehet denn hin, und züchtiget den frevelhaften Uebermuth, und beuget ihn in das Joch des Gehorsams, meine Brüder. Seid würdig Eures Namens und Eu-

rer Ahnen. Der Segen des Herrn ruhe auf Euch, ich will ihn hier auf meinen Knieen für Euch erflehen, während Ihr streitet. Der Sieg wird bei uns seyn, denn wir kämpfen einen gerechten Kampf. Wir haben ihn nicht gewollt, und nicht begonnen. Nehmt meinen Segen, geht und streitet mit Gott!«

Die Nebelschleier, die sich über die Ebenen gelagert hatten, zerrissen vor den Strahlen der aufgehenden Sonne. Von drüben herüber zu dem Heere des Bischofs schallte herausforderndes Horngetön, Waffen blitzten im Sonnenglanze, und die Morgenluft schwellte die hochflatternden Panner der Schaaren Alberts. Da warfen sich die Brüder Rudolphs auf ihre bereitstehenden Streitrosse, jeder sprengte zu seiner Heeresschaar, und entflammte mit wenigen, aber feurigen und kräftigen Worten ihre Kampflust.

Schon wurden die ersten Haufen von den babenbergischen Reisigen mit der Vorhut der Bischöflichen handgemein, bald wälzten sich mit wildem Geschrei die Massen von Fußvolk und Berittenen den Feinden entgegen, und die Schlacht entbrannte.

Höher stieg die Sonne am Himmel herauf, das blutige Schauspiel beleuchtend, und immer heißer, immer heftiger wurde der Streit. Ueberall mit besonnener Allgegenwart ordneten, ermunterten und befeuerten durch eigenes Beispiel auf beiden Seiten die tapfern Führer ihre Schaaren. Nur persönliche Tapferkeit galt in den Schlachten jener Zeit, wo jeder Kampf fast in so viele Einzelgefechte sich löste, als Männer stritten. Wie ein wilder, tobender, unauflöslicher Knäuel wogten die Streitenden zu Fuß und Roß durcheinander, und das Geschrei der Heerführer, das Rasseln der Harnische, das helle Getön der Schwertschläge und Streithämmer auf Helme, Schilde und Rüstungen, das Gestöhn der Fallenden, der Rosse Wiehern und Schnauben, und der Schlachthörner ermuthigendes Schmettern schufen vereint ein wildes grausenvolles Getöse.

Hunderte Erschlagener und auf den Tod Verwundeter deckten schon die Wahlstatt, und tränkten die Erde mit ihrem Blute, mit immer erneuter Wuth hieben und stachen die Schaaren auf einander ein.

Da gewahrte Heinrich der Babenberger, daß Eberhard mit einigen Rittern

eine Schaar der Seinen zum Weichen brachte, und sprengte gegen ihn an, mit donnerndem Zuruf jenen Flüchtigen Halt gebietend. In diesem Augenblick eilte Gebhard dem Bruder zu Hülfe, Heinrich sah sich zwei gleich tapfern Gegnern gegenüber, und sein Muth war größer wie sein Glück. »Haltet Euch wacker, Ihr Pfaffenritter!« höhnte er, mit eingelegter Lanze auf Eberhard anrennend, der aber riß, geschickt ausweichend, sein Roß seitwärts, der Stoß war verfehlt, und ehe sich Heinrich wandte, und ehe er das Schwert ziehen konnte, stürzten die Brüder übermächtig auf ihn ein, ein Hieb Eberhards lüftete die Halsberge, ein zweiter Gebhards sauste an der Blöße nach, und ehe einer von Heinrichs Rittern ihm zu Hülfe eilen konnte, sank er, aus tiefer Halswunde blutend, bewußtlos vom Roß.

Zu spät sah Adelhard den Bruder sinken, jetzt brauste er wie eine Wetterflamme auf riesigem Streithengst heran, weit voran den Seinen, und rief, von Wuth und Schmerz übermannt: »Ich räche Dich, Bruder, bei unserm Eid, mit deinem Blut soll sich das Blut Derer mischen, die Dich getroffen.«

»Hast Du auch ein großes Maul, Weibergesicht! Wohlan, Du kannst deinem Bruder Gesellschaft leisten!« hohnlachte Eberhard, aber er hatte es kaum ausgesprochen, und einen Hieb nach Adelhard geführt, als dieser gewandt und stark den Hieb parirte, und Eberhard so kräftig traf, daß er auf ewig verstummte.

»Fangt, fangt den verdammten Mörder! Er werde aufgespart für die Raben des Hochgerichts!« schrie Gebhard wuthvoll seinen Mannen mit einer Löwenstimme zu, und drang mit der höchsten Erbitterung auf Adelhard ein, wie auf die, die sich ihm schützend zur Seite stellten. Seinem Beispiel folgten seine Ritter, bald wurde das kleine Häuflein der Babenberger zurückgedrängt, und um Adelhard, der mit dem Muthe der Verzweiflung um sich hieb, schwirrten hundert Klingen. Enger zog sich um ihn der blutige Schwertring, sein tapfrer Arm erlahmte, aus vielen Wunden floß mit dem rinnenden Blut seine Kraft; er fühlte, wie sein Leben ausströmte mit den Purpurwellen, vor seinen Augen wurde es Nacht, er wankte, das Schwert entsank der Hand, ein Ritter schlang

den Arm um den Ohnmächtigen, und hob ihn vom Roß herab.

Zu Albert, der an einer andern Stelle stritt, kam ein Ritter in Hast gesprengt, und rief: »Euerm Bruder droht Gefahr, eilt, ihn zu retten, folgt mir nach! Er lenkte sein Roß herum, und Albert, voll Eifer, dem Bruder beizustehen, rief den Seinen zu, sich an ihn anzuschließen, so sprengte er jetzt, ein finstrer Rächer, aber leider zu spät, herbei. Er sah, wie die Feinde den blutenden Adelhard der schweren Rüstung entledigten, und ihn, der sich wieder in etwas erholt hatte, als Gefangenen fortführen wollten, und von Neuem begann der heftigste Kampf. Aber um den Gefangenen schloßen sich die bischöflichen Ritter, wie ein undurchdringlicher eherner Wall, vergebens war Alberts Tapferkeit, vergebens der tollkühne Muth, mit welchem er nicht weichen wollte, und immer wieder auf die Feinde eindrang.

Während hier so viel Blutiges und Trauriges geschehen war, würgte Konrad mit einer auserlesenen Ritterschaar schonungslos in den, schon minder aneinander geschlossenen und zusammenhaltenden Heerhaufen der Babenberger, und während da, wo er in Person kämpfte,

immer kleiner das Häuflein seiner Streiter wurde, so flog dort durch die Schaaren, die immer noch muthig um den Siegeslorber rangen, der Schreckensruf: Die Grafen sind gefallen! Da riß der feige Wahn auch die Tapfersten muthlos auf die Bahn der Flucht, und die siegjubelnden Feinde schrieben den Fliehenden blutige Erinnerungen in den Rücken.

Und immer noch sendete Albert mit unermüdlicher Ausdauer dem Tode neue Opfer zu, schon hoffte er, mit Hülfe seiner Getreuen, den Bruder noch von der Gefangenschaft und den schmählichen Banden zu befreien, da brauste der Bischöflichen freudiger, hochjauchzender Siegesruf seinen Ohren vorüber wie Donnersturm, die Schaar seiner Gegner mehrte sich mit jedem Augenblick, und Adelhard rief durch das Getümmel: »Erhalte Dich der Rache, mein Bruder! Lebe wohl, wir sehen uns droben wieder.«

Eine neue Reiterschaar eilte auf den Kampfplatz, an ihrer Spitze der wilde Konrad, mehrend die Zahl der Feinde, da nahmen die wenigen Gefährten Alberts, die noch bei ihm ausgeharrt, ihn mit Gewalt in ihre Mitte, wandten sein Roß, eilten den fliehenden Schaa-

ren, selbst fliehend, nach, — und die Schlacht war verloren. —

Vor seinem Zelte saß der Bischof, umgeben von einer starken Leibwache. Er hatte die Schlacht gesehen, das wilde Durcheinanderwogen der Heere, jetzt tönte seiner Krieger Siegesjubel zu ihm heran, er sah sein Panner noch hoch wehen, sah, wie die Feinde schimpflich flohen, und sein stolzes Herz schwoll in Freude hoch auf. Aber da nahte sich ein Zug, langsam und feierlich, düstre Klänge der Hörner begleiteten ihn, auf einer Bahre, von Speeren gebildet, trugen sie, so schien es, einen Todten, der von Decken verhüllt war. Hinter ihnen folgte, von Bewaffneten umgeben, um das schöne bleiche Haupt eine blutige Binde, langsam ein Jüngling. Wie sie nahe gekommen waren dem Zelte des Bischofs, ließen sie langsam die Bahre nieder, und durch Rudolphs Herz fuhr der Dolchstich einer schrecklichen Ahnung.

Da kam Gebhard, glühend von der Hitze des Gefechts, und mit Staub und Blut befleckt, zu ihm herangeritten, sprang vom Roß, und sprach mit der Wortkargheit, die tiefem Schmerz so eigen: »Der Sieg ist Dein, ist

unser, Bruder, — aber theuer erkauft. — Eberhard — ist erschlagen. Jener!« er deutete auf den gefangenen Adelhard, und schwieg. Der Bischof verstand ihn, er warf einen trüben, nachtvollen Blick auf den Jüngling. Die Ritter hoben die Decken von dem Leichnam, und der Bischof schlug die Hände vor das Gesicht. Er erhob sich von seinem Sessel, wankte geisterbleich zu dem Erschlagenen, kniete nieder an der theuern Leiche, küßte sie, und weinte bitterlich. Seine Ritter standen stumm umher, einige geistliche Herren, die dem Bischof in das Feld gefolgt waren, knieten nieder, und beteten. Auf Adelhard ruhte Gebhards vernichtender wilder Blick, dieser sah es, aber er ertrug ihn ruhig, er zitterte nicht.

In einem feuchten dumpfen Kerker im Schlosse des Bischofs von Würzburg saß der gefangene Adelhard, gepeinigt von den Schmerzen seiner Wunden, gefoltert von dem Seelenschmerz um die verlorne Freiheit. »Hätten sie mich doch zum Tode getroffen, die Schwerter meiner Feinde,« klagte er: »besser wäre es, als daß Bubenhohn und schmachvoller Tod durch Henkershand mein Ende bitter machen.

Falsches Glück, hast Du mich nicht genug gebeugt? Wie elend glaubte ich mich, als ich so arm an Liebe war, als sie, sie mich zurückstieß, wie glaubte ich da, nicht tragen zu können die Last des Leids? Und nun? Wie viel elender bin ich nicht heute!«

Es mochte tiefe Nacht seyn, der Gefangene schloß es, weil das rege Getümmel über ihm verhallt war; ein Lichtstrahl vermochte nicht, in seinen Kerker zu dringen, dieser hatte keine Fensteröffnung, da war es, als schleiche draußen ein leiser Schritt, und ein Schlüssel drehte sich in dem verrosteten Schloß der Pforte, die Riegel und Eisenstangen wurden aufgeschoben, und durch die halbgeöffnete Thür fiel bald der matte Schimmer einer Laterne. Ein kleiner alter Mann mit weißem Haar steckte sein durchfurchtes Gesicht in das Gefängniß, und leuchtete nach Adelhard hin, der befremdet den späten Besucher anblickte.

»Was wollt, was bringt Ihr?« fragte er.

»Erschreckt nicht, junger Rittersmann,« flüsterte der Alte mit heisrer Stimme, schlich vollends hinein in das enge Kerkergemach, und zog die Eisenthür, die in ihren Angeln kreischte, sorglich hinter sich zu.

»Ich bin Kurt, des hochwürdigen Bischofs Kämmerer,« begann er mit des schwachen Alters zutraulicher Geschwätzigkeit: »meine es gut mit Euch, bin auch Euer Freund; muß Euch etwas heimlich vertrauen.«

»Laß hören, Alter,« sprach Adelhard ruhig, und stützte das müde schmerzende Haupt auf den Arm.

»Es ist am heutigen Tage beschlossen worden, daß Ihr des morgenden Tages Euer junges Leben unter dem Schwert des Scharfrichters enden sollt, — mithin wäre mein Rath —«

»O Gott,« seufzte Adelhard unwillkührlich im Stillen, und unterbrach den Redner laut: »Verübelt mir's nicht, Euer Rath wird mir wenig frommen; seyd Ihr gekommen, mich zum Tode vorzubereiten? Oder wollt Ihr die Galle Eurer Nachricht in das Honig süßer und trostreicher Worte hüllen, so mögt Ihr sie immer sparen; schickt mir lieber einen Priester, dem ich beichten kann, ehe mein Stündlein kommt.«

»Wie Ihr doch seyd!« begann Kurt wieder. »Warum laßt Ihr mich nicht ausreden? Warum unterbrechet Ihr mich? Das ist's ja, was ich rathen will, wie Ihr es anfangen sollt, daß

der Sand Eurer Lebensuhr fortrinne, und Ihr die Süßigkeit des Daseyns noch länger schmeckt. Was dünket Euch davon, daß ich zu Euch komme, ich, des Herrn Bischofs Kammerknecht, sein vertrautester Diener. Wüßte er um diesen meinen Besuch bei Euch, es kostete meinen grauen Kopf — aber man hat ein Herz, man kann gewissen Bitten nicht widerstehen, und da thut man, was man nicht sollte.«

»Ich verstehe Euch nicht, redet klarer!« sagte Adelhard.

»Nun denn,« fuhr jener schmunzelnd fort, und drängte sich vertraulich zu dem Gefangenen: »Nun denn, es gibt Leute hier im Schlosse, Leute, die großen Antheil an Euch nehmen, Euch gern gerettet sähen, denen es nahe geht, daß Ihr in der Blüthe des Lebens fallen sollt, ein unschuldiges Opfer der Streitsucht Eures rebellischen Bruders, der zwar schon zweimal an unsern hochwürdigen Herrn Gesandte geschickt hat, wegen Eurer Auslösung, die aber ohne Erfolg zurückkehren mußten. Vergebens hat er eine große Summe geboten als Lösegeld für Euch, vergebens gelobt, alle Feindseligkeiten einzustellen. Mehr als Rudolph selbst besteht der rachsüchtige Gebhard auf Euern

Tod, nur Eins kann Euch vielleicht noch retten.«

»Und dieß Eine?« fragte Adelhard gespannt, und die gesunkene Lust zum Leben regte in seiner Brust doch wieder die gelähmten Schwingen: »was ist, wie heißt dieß Eine?«

»Ihr müßt Euch demüthigen vor dem Bischof,« rieth Kurt mit schlauem Lächeln. »Es ist ein gar guter, weichherziger Herr; es giebt Leute, ich sagte es schon, die warmen Antheil an Euch nehmen, sie werden sein Herz überreden, aber bitten müßt Ihr um Euer Leben, fußfällig bitten, sonst — möchte alles vergebens seyn.»

»Nimmermehr!« fuhr Adelhard den Alten an: »Rede Mensch, wer hat Dich gedungen, mir solchen Rath zu geben, daß ich mit Schande bedeckt, von hinnen fahren soll? Ich soll mich erniedrigen in der Hoffnung auf das geschenkte Leben, und dann doch sterben! Denn nie wird mir Rudolph, nie kann er mir vergeben, daß meine Hand ihm den Bruder erschlagen.«

»Hm, hm, warum denn nicht,« murmelte Kurt. »Fiel doch Graf Eberhard in offener Feldschlacht, fiel er doch durch eine edle

Hand, hatte er doch eben zuvor auf gleiche Weise Euern Bruder gefällt!«

»So wird man nicht rechten mit dem gefangenen Todfeind,« entgegnete Adelhard: »und wie sollte ich auch gelangen bis vor den rachsüchtigen Bischof, wäre ich auch feig genug, um mein Leben zu betteln?«

»Das würde sich wohl machen lassen, gewisse Leute —« entgegnete Kurt listig. »Ihr meint also doch, wenn es möglich wäre, mindestens einen Versuch? — Nicht?«

Adelhard raffte alle seine Kraft zusammen, er packte den Alten fest bei der Brust und donnerte: »Rede, Du höllischer Versucher, wer Dich zu mir sandte. Rede, oder ich erwürge Dich!«

»Hoho, nur gemach; laßt los, ich — ersticke —« flehte mit einem Schlangenblick der wehrlose Alte, und strebte sich den fesselnden Händen des Grafen zu entwinden: »Ist das der Dank für meinen guten Willen?«

»Bekenne, oder Du wirst diesen Ort nicht lebendig verlassen!« wiederholte Adelhard, und packte ihn noch fester.

»Nun denn — so hört es — wenn Euch — so viel daran liegt —« keuchte der Kammerknecht. »Bertha von Baunach!«

Ueberrascht, erschüttert im tiefsten Innern von diesem Namen, ließ Adelhard den Alten los, und wollte mit neuen Fragen auf ihn einstürmen, aber dieser schlüpfte schon behend zur Thüre hinaus, und murrte draußen, als spräche er zu Jemand: »Ein trotziges Herrlein, grob und ungeschliffen; weiß sein Glück gar nicht zu würdigen. Oben hinaus und nirgend an, wird auch noch seinen Lohn empfahn!«

Der Gefangene hörte ihn nicht. Er war auf seinen ärmlichen Sessel zurückgesunken, und gab sich tiefem Nachdenken hin.

»Bertha von Baunach!« seufzte er, und alle seine Gedanken versanken in einem Meer schmerzlicher und doch süßer Erinnerungen. Vor seinen Sinnen gaukelten die Bilder der ersten Jünglingsjahre, wie Sehnen und Schmachten, Hoffen und Lieben ihm einen reichen Freudenkranz gewunden hatten, wie sein Herz so seligfroh geschlagen, wenn ihn ein Lächeln von ihr erfreut; aber dann kam die Erinnerung an die unsaglich bittern Gefühle, als sie sich von ihm abgewendet, als ihre Neigung sich glänzenderen

Sternen zugewendet; die Erinnerung kam an jene Zeit der Enttäuschung, der wilden Verzweiflung. Und das war nun alles vorüber, lange, lange; schien es ihm doch wie ein Traum. Sie waren ja geheilt die Wunden, die Liebe dem Armen geschlagen. Waren sie geheilt? Er hatte es gewähnt, aber da hörte er wieder nennen den geliebten Namen, da trat vor ihn ihr Bild, wie er sie jüngst, von ihr unerkannt, gesehen, umblüht von Liebreiz und Anmuth; an diesen Namen, an dieses Bild, knüpften sich alle seine Erinnerungen, und die Wunden, die Zeit hatte sie nur vernarbt, nicht geheilt — bluteten alle wieder.

»Adelhard!« flötete neben ihm eine melodische Stimme, ihr Wohllaut weckte ihn aus seinem stillen Nachdenken, und wie er auffuhr, siehe, da stand sie vor ihm, die einst so heiß Geliebte, im blendend weißen Nachtgewand, die dunkeln Locken wallten aufgelöst um den schneeigen Hals und den Alabasternacken, und lächelte ihn mild freundlich an. In ihrer Hand hielt sie eine brennende Ampel, und ein leises Zittern kündete die Bewegung ihres Innern.

»Ihr, Bertha?!« seufzte Adelhard, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

»Finden wir uns hier wieder?« lispelte sie mit Seraphtönen. »Hier wieder nach jahrelanger Trennung, ach, und mit welchen Hoffnungen!«

»Was wollt Ihr von mir, Fräulein?« fragte der junge Graf sich ermannend, im Tone sanften Vorwurfs. »Seyd Ihr gekommen, um einen Unglücklichen, der einst Euch anbetete, und mit dessen warmem Herzen Ihr gespielt habt, jetzt vollends niederzubeugen, oder ihm Euer Mitleid als ein Almosen zuzuwerfen?«

»O Adelhard, Ihr thut mir wehe,« klagte Bertha. »Müßt Ihr mich gleich an mein Verschulden erinnern? Ihr habt mir einst wohlgewollt, wir haben manchen schönen Tag vereint verlebt — ach, das war eine glückliche Zeit, wie ich noch mit Euch als junges Mädchen im Hof der Babenburg spielte. Aber hernach — ja hernach — Ihr wurdet so heftig, so verlangend, Ihr waret fast noch Knabe, und wolltet, ich sollte Gefühle theilen, die ich für Euch nicht empfinden konnte. Vergeßt das, denkt nicht mehr daran! War ich Euch nicht immer gut? Bin ich jemals hart gegen Euch gewesen? Aber meine Freundschaft gefiel Euch so wenig, wie mir Eure Liebe.«

»Freilich, freilich,« warf Adelhard düster hin. »Die schöne Bertha empfing glänzendere Huldigungen, der treue zärtliche Jugendfreund war bald verdrängt.«

»Keine Vorwürfe, Ritter,« bat sie sanft, und erröthete. Das weibliche Herz schmiegt sich immer gern an den starken Mann, wie der Epheu sich um den Eichbaum rankt, und nicht um die Birke. »Laßt doch das Alles vergessen seyn, rechtet nicht in dieser Stunde mit mir über die Vergangenheit, sehet vielmehr zu, ob nicht die Gegenwart Euch noch Freuden bieten könne.«

»Freuden mir?« fragte Adelhard mit einem bittern Lächeln. »Morgen werde ich sterben, wie mir der alte Graukopf ankündigte, der vorhin von mir ging. Ihr wollt mir wohl auch das Liedlein singen, das er sang, von Freiheit, durch Schmach erworben?«

»Ihr habt nicht wohl gethan,« antwortete Bertha, »den alten Mann so hart anzulassen. Man muß mit diesem Alten gar säuberlich verfahren; er vermag Alles über den Bischof, und mir wurde es schwer genug, ihn zu gewinnen, für Eure Befreiung mitzuwirken.«

»Wie — Ihr wolltet? —« fragte Adelhard staunend.

»Altes Unrecht an Euch wieder gut zu machen suchen,« fiel sie lächelnd ihm ins Wort. »Zur Flucht ist leider kein Gedanke, aber wenn Ihr bei dem Bischof — um Euer Leben bitten wolltet — unterbrecht mich nicht — was er, wie ich glaube, wünscht und erwartet, so glaube ich, bürgen zu können, daß Ihr mit leidlichen Bedingungen entlassen werdet, trotz dem, daß sich der wilde Gebhard vermessen hat, sich auf immerdar von dem Bruder loszusagen, wenn er Euch nicht zur Sühne für Eberhard hinrichten ließe.«

»Ich will Euch sagen, warum der stolze Bischof hofft, daß ich um mein Leben bettle,« erwiederte Adelhard. »Er möchte uns gern in den Staub treten, uns recht tief erniedrigt sehen, aber er täuscht sich in dieser Hoffnung.«

»Liebt Ihr denn das Leben nicht? Seyd Ihr doch noch in den Blüthenjahren der Jugend! Habt Ihr denn Niemand in der Heimath, den Ihr liebt, fleht dort kein Herz um Eure Befreiung zum Himmel, daß Ihr so kalt und stolz mich abweist und meine Bitte nicht hören, mei-

nen Rath nicht befolgen wollt?« fragte Bertha wehmüthig.

»Meine Lieben hoffen, daß ich zu sterben weiß,« gegenredete der Jüngling: »da ich nicht mit Ehre leben kann.«

»O Ihr habt ein Eisenherz,« klagte sie traurig. »So kann ich nichts thun für Euch! Nicht einmal die kleine Freude gönnt Ihr mir, zu Eurer Rettung beigetragen zu haben?«

»Der Tod führt mich zur rechten, seligen Freiheit,« antwortete er: »nehmt aber den Dank eines Unglücklichen für Euern guten Willen, und war ich jetzt erst so glücklich, in Eurem Herzen eine flüchtige Theilnahme zu erregen, wohl, so weiht meinem Andenken eine Thräne, und sprecht ein Gebet für meine Seele. Vermögt Ihr sonst etwas über Euern — Verwandten, den Bischof, so bittet für meine Leiche um ein ehrlich Begräbniß, denn auch das droht seines Bruders Härte mir zu weigern.«

»O Gott!« schluchzte Bertha: »gelingt mir keine gute Handlung mehr, meine Verirrungen zu sühnen? Lebt wohl, lebt wohl, armer, edler Mann. O daß Euer Sinn so starr ist. In Eurer bängsten Stunde wird Bertha auf den

Knieen liegen, und für Euch beten!« — Weinend eilte sie aus dem Kerker und in ihr Gemach. Kurt hatte draußen geharrt, und verschloß und verriegelte wieder die kleine Pforte.

»Gehe nur hin,« murrte er: »gehe nur hin, und bete. Dein trotziger Buhle soll es büßen, daß seine Faust meine Kehle gekitzelt, auch deine Stunde wird kommen.«

Adelhard starrte lange in das Dunkel, das ihn umgab, hinein. »Wieder einen guten Kampf gekämpft,« sprach er zu sich selbst. »Meine Seele ist frei, ich bin der Sieger.« Er warf sich auf das harte Strohlager nieder, und sprach sein Gebet, und schloß es mit den Worten: »Herr, mir geschehe, wie Du willst! Amen!«

Und er schlief den sanften ruhigen Schlaf des Gerechten, und über ihn kam in sanften ahnungsvollen Träumen der Friede des Himmels.

Auf einem weichen Faulbett, das mit golddurchwebtem Purpurstoff überzogen war, ruhte in seinem geheimen Kabinet, wie ein schwelgerischer Sardanapal, der prachtliebende Rudolph, Würzburgs Bischof. Die schweren Vorhänge vor den Fenstern, deren Tafeln schon,

eine kostbare Seltenheit, aus buntem Glas bestanden, waren noch nicht emporgerollt, und der Morgenstrahl dämmerte nur schwach in das kleine, mit Getäfel prächtig ausgelegte, und mit kunstvollen Schnitzwerken aller Art verzierte Gemach. Seitwärts stand ein massiv goldenes Kruzifix unter einem Tabernakel aus getriebenem Silber. Herrliche Kunstwerke, Martyrer aus Elfenbein geschnitzt, und mit geschliffenen Edelsteinen bekleidet, standen auf dem kleinen Betaltar, auf dessen Marmorstufen wieder purpurne Decken lagen.

Jetzt schob eine feine weiße Hand die schweren Vorhänge, die das Kabinet von dem geräumigeren Arbeitzimmer trennten, zurück, und eine freundliche Stimme fragte: »Darf ich kommen?«

»Du darfst, mein Kind,« antwortete der geistliche Herr, und Bertha, in einem schwarzen Gewande, bleich, aber dennoch reizend, trat ein, tragend auf einem goldnen Kredenzteller, Rudolphs Morgentrunk, in einem Goldpokal feurigen gewürzten Wein, und neigte sich grüßend vor dem Bischof.

Er erhob sich gemächlich, lächelte herablassend, und faßte, als die schöne Mundschenkin

ihm den Wein kredenzt, mit einer Hand nach dem Pokale, mit der andern nach der Hand der Verwandtin, sah ihr forschend in die Augen, und fragte: »Warum in so düstrem Gewand, Base?«

»Ist nicht eine Zeit der Trauer und des Wehs?« fragte sie zurück. »Ist nicht heute wieder ein Tag, an welchem Blut fließen soll?«

»Du sprichst wahr, Base,« seufzte der Bischof. »Mein armer Bruder! Gott geb' ihm eine fröhliche Urständ; wir wollen ihm hundert Messen lesen, und Gott wird seiner armen Seele gnädig seyn. Aber was bekümmerst und beschwerst Du dein Herz, Dir ziemt Heiterkeit, damit Dein Lächeln mir den schweren Kummer verscheuche. Ich sehe es, Du hast geweint, Bertha?«

»Ja, ich habe geweint,« sprach sie, und die Augen, die so liebeglühend zu blicken vermochten, füllten sich auf's Neue mit Thränen, und gaben ihr einen neuen unendlichen Reiz. »Ich habe geweint, daß heute wieder eine blutige That geschehen soll, daß des Mordens kein Ende ist!«

»Du redest von dem Babenberger, nicht wahr?« fragte der Bischof düster. »Heute soll

er sterben? Nun in Gottes Namen, mein Bruder wird das Alles besorgen.«

»In Gottes Namen?« wiederholte Bertha aufgeregt. »O Ihr entsetzlicher Mann! Kennt Euer Herz kein Mitleid, keine Schonung?«

»Ach Bertha,« lächelte der Bischof, und schlang den Arm um sie: »verdirb mir und Dir doch das Morgenstündlein nicht mit solchen Gedanken. Auge um Auge, Zahn um Zahn, das ist Mosis Gesetz, also: Bruder um Bruder. Komm, setze Dich zu mir, mein gutes Lämmchen; da, trinke, und dann küsse mich, Du liebliches schönes Bäschen.«

»Euer Wein sieht aus wie Blut,« sagte Bertha, den dargebotenen Becher abwehrend. »Mir schaudert vor ihm und Euch. O wäre dieser schreckliche Tag vorüber! Schon bauen unten die Zimmerleute die Schranken auf, und das Blutgerüst, auf dem Euer unglücklicher Gefangener enden soll, ach, so jung, so früh schon scheiden aus der schönen freundlichen Welt! Nein, ich kann Euch nicht mehr gut seyn, mir graut vor Euch!«

Sie entwand sich ihm, und barg ihr Gesicht in des Faulbettes schwellende Polster.

»Wunderliches Mädchen, was ficht Dich an,« sprach Rudolph halb grollend, halb freundlich: »Warum hat er sich fangen lassen, hab' ich's ihm geheißen? Hab' ich die Fehde begonnen? Sie wollten es ja nicht anders, die thörichten Rebellen. Es gefiel ihnen nicht mehr, meine Vasallen zu seyn, da muß ich nun züchtigen.«

»Es ist ja schon genug des Blutes geflossen in der Schlacht. Hat nicht Eberhard einen der Babenberger erschlagen? Muß auch der Gefangene geopfert werden?« rief Bertha aus. »O laßt nun Gnade walten, Rudolph! Gebt den Gefangenen frei gegen das Lösegeld, das sein Bruder geboten, erbittert ihn nicht noch mehr, treibt ihn nicht selbst zur blutigen Rache an!«

»Er komme, ich fürchte seine Rache nicht mehr, wie das Huhn, das am Spieße bratet,« erwiederte der Bischof.

Aber wie er auch sich sträubte gegen die weicheren Gefühle der Milde, Bertha ließ nicht nach mit Flehen. Verlangend und erglühend vom Feuerwein, zog Rudolph die schöne Bittende näher an sich, auch auf ihre Wangen

flog ein sanfter Purpur. Vom Flehen ging sie über zum kosenden Geschmeichel, vom Schmeicheln zum zärtlichen Umfangen, bis ihre Bitten zu Küssen wurden, und ihre Glutküsse wieder heiße Bitten waren, und der Bischof, vom Zaubernetz ihrer Reize umschlungen, Gewährung verhieß um Gewährung.

Und nach einer halben Stunde verließ Bertha, noch bleicher wie zuvor, das Gemach, aber auf dem blassen Gesicht lag eine fröhliche Hoffnung, und die Freude einer guten That.

Draußen im äussern Vorgemach saß der alte Kurt, und warf Bertha, wie sie hindurchging, einen bösen Blick nach.

»Lange genug drinnen gewesen,« murrte er: »nun ist die Frage, ob der geistliche Herr munter oder matt ist, ja das ist die Frage. Das Weib umstrickt ihn ganz, aber sie hat sich jetzt in meine Hand gegeben. Hätte sie für listiger gehalten. Muß doch hinein zu dem lieben Herrn, und muß ihm die Historia berichten. Ein treuer Diener, und das bin ich, muß seinem Gebieter Alles sagen.«

Er schlich hinein, und fragte mit demüthiger Gebehrde, ob er den Herrn Bischof ankleiden solle?

»Laß mich noch ein wenig ruhen, Kurt,« dehnte blinzelnd der Bischof: »Ich habe nicht gut geschlafen. Bleibe aber nur da, was hat sich Neues ereignet?«

»Wüßte nichts, hochwürdiger Herr,« antwortete der Kammerknecht: »wird sich aber heute noch etwas ereignen, man wird den verdammten Babenberger heute viertheilen, oder auf sonstige Weise vom Leben zum Tode bringen.«

»Mit Nichten, Kurt,« gegenredete der Bischof: »ich will seinen Tod nicht; genug Blut ist schon geflossen. Er sey frei, und gelobe neue Unterwerfung und Einstellung aller Fehde.«

»Aha, ich merke etwas,« murmelte Kurt halblaut vor sich hin. »Der junge Mann hat gute Freunde. Weiß Alles, weiß Alles.«

»Was hast Du einmal wieder in den Bart zu brummen, Alter? Was weißt Du? Rede, ich befehle es!« rief der Bischof streng.

Mit heuchlerisch freundlichem Gesicht trat Kurt näher zu dem Bischof heran, und flüsterte: »Mußt mir es aber nicht übel nehmen, Herr Bischof, was ich Euch sage; Ihr wißt, ich sage Euch Alles, und Ihr dauert mich, daß es Leute gibt, die Euch so vielen Dank schuldig

sind, und doch hinterlistig gegen Euch handeln. So wißt denn: Die vergangne Nacht war Fräulein Bertha von Baunach bei dem gefangenen Babenberger.«

»Wie? Sprichst Du wahr?« rief der Bischof, im Zorn aufflammend.

»Wahr, wahr, Hochwürdigster!« fuhr Kurt fort: »warum sollte ich nicht wahr reden? Fragt sie selbst.«

»Was that sie bei ihm?« fragte Jener, und die finstern Brauen zogen sich grollend zusammen.

»Was Sie that, oder was Er that, das kann man so eigentlich nicht wissen, Herr Bischof,« antwortete Kurt mit listigem Lächeln. Der gefangene Graf ist ein schöner junger Herr, hat ein weißes Gesicht, weichen Flaum um's Kinn, blaue Augen, blonde Haare, seine sonstigen Annehmlichkeiten mag allerdings das edle Fräulein besser kennen, als ich. —«

»Ha, Du Schlange!« grollte der Bischof wild in sich hinein.

»Sie hat ihn schon gar lange gekannt,« fuhr der giftige Verläumder fort. »Sie haben schon Buhlschaft miteinander getrieben, als sie noch ganz jung waren, und so etwas, hm, hm, das merkt sich, das behält sich im Sinn.«

»O welch ein niederträchtiger Verrath!« rief Rudolph, rasch vom Lager springend. »Verflucht sey diese Kreatur, verflucht ihr Buhle. Aber gut — die Rache ist mein, und ich will vergelten!«

Zornig aufgeregt, die sonst so stolze und freie Stirne düster gerunzelt, ging der Bischof in dem Gemach umher; Kurt sah seine Wuth, und aus den verwitterten Zügen des grauen Bösewichts jubelte der Triumph der Hölle.

Es war Abend, der Schloßhof füllte sich mit Reisigen und Volk. Um das Gerüste drängte sich die neugierige Menge. Oben auf einem Balkon stand Gebhard mit einigen Rittern, unten auf der Blutbühne der Henker mit einigen Knechten. —

Bertha vernahm nichts von dem lärmenden Treiben, das einen Theil des weitläuftigen Gebäudes erfüllte. Ihr hochgelegenes Gemach schaute weit ins Freie, auf die Weinberge, voll des Segens der nahen Ernte, auf die schönen herrlichen Fluren und in das Thal, durch welches der stolze Main in so königlicher Ruhe hingleitet.

Auch in ihrem Herzen war Ruhe, sie arbeitete an einer Stickerei, und sandte zuweilen

einen heitern Blick hinaus in die herrliche Gotteswelt, die in so prangender Schöne sich vor ihr, wie ein köstlicher Farbenteppich ausbreitete. Die Sonne sank hinab, auf den Bergen ruhte noch ihr Scheidestrahl, ein düstres Gewölke erglühte erst in lichtem, und dann in immer dunklerem Roth, und malte, rückstrahlend den blutigen Schimmer, alle Gegenstände mit seinem tiefen Purpur.

Da ging die Thüre auf, und die unwillkührlich Zusammenschreckende erblickte den alten Kurt, der etwas trug, worüber eine rothe Decke gebreitet war.

»Hier schickt Euch der hochwürdige Herr Etwas, edles Fräulein,« sprach mit tiefer Verbeugung der Kammerknecht, und kam näher.

»Was ist's? Sagt, was ist's?« fragte sie, und es überfiel sie ein unendliches Bangen.

»Nehmt nur die Decke ab, werdet's gleich sehen, edles Fräulein,« war seine Antwort.

Rasch zog Bertha die Decke herunter, und einen hellgellenden Schrei ausstoßend, stürzte sie sinnlos zu Boden, während Kurt ein widriges, kicherndes Gelächter aufschlug.

In der Schüssel, die er trug, lag Adelhards blutiges Haupt, starrblickend die Au-

gen, und verzerrt vom Tod die edlen schönen Züge, ein grauenvoller, entsetzlicher Anblick.

Als Bertha wieder zur Besinnung kam, fand sie sich in dem Kerkergemach, wo Adelhard geschmachtet hatte. Ihr Name war gestrichen aus dem Buche der Lebendigen, ihre irdischen Augen schauten den irdischen Tag nicht wieder. —

Zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, so lange hatte Albert, der Graf von Babenberg, das Feuer seiner grimmigen Rache genährt, jetzt sollte es verheerend durch Rudolphs Länder lodern.

Schroff und finster war er geworden, der sonst so biedere und freundliche Ritter, Adelhards Schmachtod, von dem ihm nur zu treue Kunde gekommen war, stand fort und fort vor seiner Seele, und finstere Gedanken erfüllten sein Inneres. Rastlos hatte er geworben und werben lassen, hatte sich insgeheim neue Verbündete gewonnen, und den Schlag vorbereitet, den er beabsichtigte.

Und jetzt, im Frühling des Jahres 905 erscholl sein Aufgebot durch seinen Gau, und wie damals, als er die unglückliche Fehde begann,

zogen kampflustige Männer heran, von allen Seiten füllte sich die Burg mit Streitern in großer Anzahl.

Und Abschied nehmend stand er nun vor seiner Hausfrau und Heinrichs trauernder Wittwe, die Beide schon Thränen und Bitten erschöpft hatten, ihn abzuhalten von dem Heerzug, ihn vereint beschworen hatten, nicht wieder gegen den mächtigeren Bischof auszuziehen. Bitterlich weinten die Frauen, und die Kinder Heinrichs schmeichelten unter Thränen, seine Knie umfassend: »O bleibe bei uns, lieber, lieber Ohm, und ziehe nicht mehr hinaus in den wilden Krieg, in welchem schon der Vater gefallen ist. Da hob er eins der Kinder nach dem andern empor, und küßte sie herzlich, aber als die weinenden Frauen noch einmal versuchten, auf ihn einzustürmen mit heißem Flehen, bei ihnen zu bleiben, da rief er finster, hinabdeutend auf die Heerschaaren, die sich um die Burg aufstellten: »Hätte ich diese umsonst bemüht?« — Und milder werdend, sagte er: »Denkt, daß ich meinen Brüdern den Eid noch schuldig bin, den wir vereint schwuren, und an den sie mich mahnen. Ich muß ihr Rächer seyn, und ich will es seyn, zum Schrecken dieses

Bischofs!« — Er küßte sein Weib noch einmal, drückte der Schwägerin die Hand, und schied. Tief erschüttert, und dem Schmerz erliegend, sank sein Weib in die Arme der Freundin.

Durch die Reihen der Krieger aber schmetterten der Heerhörner mächtige Klänge, ein Haufe nach dem andern zog heran, und stellte sich marschfertig auf. Die Sonne wollte schon zur Ruhe gehen, Albert bestieg sein Streitroß, zog das gewaltige Ritterschwert, das in dem Strahl der sinkenden Sonne wie eine blendende Wetterflamme blitzte, und rief: »Freunde, Genossen, Waffenbrüder! Die Stunde ist gekommen, jetzt wollen wir dem Bischof ins Herz greifen; meine Brüder wollen wir rächen, und eure Brüder, die von den bischöflichen Pfaffenknechten erschlagen worden sind. Raubt, mordet, ich erlaube es, die Beute, die Jeder macht, ist und bleibt sein, ich will nichts davon, ich will nur Rache, und ich rufe es laut aus: Mit Gott, zur Rache!«

»Zur Rache!« brüllten donnernd die mord- und beutelustigen Schaaren nach, und folgten mit tumultuarischem Jubel dem ernsten Führer.

Da ritt der Verderber hin, der bischöflichen Grenze zu. Mild und friedlich senkte sich die

Abenddämmerung auf die blühenden, duftenden Fluren, über welche, stiller und stiller werdend, die Krieger hinzogen, finstern Nachtgeistern gleich, ausgesandt, das Verderben zu tragen in den Schoos des Friedens.

Längs dem Flußbette der Regnitz zogen sie hinauf, über stille Thal- und Wiesengründe; als es dunkler wurde, entzündeten sie Fackeln, deren rother Flammenschein grelle Lichter auf die nächtlichen Reiter warf, und als sie nun dem Gebiete des Bischofs nahe waren, da theilten sie sich, da zog dahin ein Haufen, und dorthin Einer, und dorthin ein Dritter, auf daß recht vielfache Schrecknіß zugleich komme über des verhaßten Bischofs schuldloses Land.

Alberts Gemahlin weilte noch auf dem Söller der Burg, von welchem sie weit in das Land hinein zu schauen vermochte. In der Burg schlief schon Alles, sie blickte nach der Gegend hin, in welche der Gatte gezogen war. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Nacht warm und freundlich; leise Lüftchen nur durchwehten der Bäume frisches Grün, und trugen auf ihren leichten Schwingen der Wiesenblumen würzigen Duft empor.

Siehe, da schien sich südwärts der Himmel zu röthen, als wolle dort ein aufgehender Mond die Wolkenschleier mit seinem reinen Strahl durchbrechen, oder als wolle das wunderbare und räthselhafte Meteor des Nordlichts im Süd flammend entbrennen. Aber da wurde es an einer andern Seite gleichfalls hell, und wie die erschrockene Frau recht hinsah, schlug jenen Feuerscheinen zur Linken wieder eine Flamme auf, und bald erglühte der ganze südliche Himmel wie von einer furchtbar schönen Abendröthe, er erglühte von den Flammen brennender Dörfer.

»Herr Gott!« klagte die Einsame, und rang zitternd die Hände. »Das ist Alberts Spur, der seine Rachegelübde mit so blutiger Tinte an den Himmel schreibt. O das wird nimmermehr gut enden! Auf ihm wird der Fluch der Unglücklichen ruhen, die diese Flammen zu Bettlern machen, auf seiner Seele die Todesseufzer Derer lasten, die in dieser Fehde fallen. O barmherziger Gott, richte nicht zu streng den Irrenden! Sey ihm ein gnädiger Richter!«

Sie flehte es mit zum Himmel emporgehobenen Händen; und eine leise Stimme schluchzte

neben ihr: »Amen.« Heinrichs Wittwe, die schwesterliche Freundin, war herausgetreten auf den Söller, und führte nun die Klagende hinein in das Gemach, und weinte und betete mit ihr.

In seinem Schlafkloset lag Rudolph, und schlief, übersättigt von allen schwelgerischen Genüssen, die Abend und Nacht ihm im übervollen Becher gereicht, als Kurt leise, mit einem ängstlichen Gesicht hereintrat. Er störte an der Ampel, daß sie heller brannte, und stellte sich dann mit übereinandergeschlagenen Armen vor den schlafenden Bischof.

»Ob ich den zornigen Löwen wecke?« fragte er sich selbst. »Was gilts, dann wird er wieder grimmig murren, und mich schelten, wie er jetzt öfters thut. Hm, hm. Es hat wohl Mancher eher gescholten als vergolten. Mag er murren, ich will ihn dafür martern.« — Er rüttelte den Schlafenden wach.

»Was gibt's? Wer ist da?« lallte der Bischof, sich mühsam ermunternd.

»Ich bin es, hochwürdigster Herr!« antwortete der Kammerknecht. Stehet auf, der Erzfeind ist vor der Thüre, die Hölle ist losgelassen.

Der Babenberger ist eingefallen, und sengt und brennt fürchterlich. Sechs Dörfer stehen in vollen Flammen, und in der ganzen Gegend nach Babenberg zu läuten sie Sturm. Es sind Eilboten da, die es berichten, auch ist der Himmel nach Osten hin feuerroth.«

»Soll ich das Feuer mit Weihwasser löschen, alter Narr?« murrte Rudolph, und gähnte. »Ist Gebhard nicht da? Er soll die Soldknechte aufsitzen lassen, und das Gesindel zerstreuen, und wen sie fangen, hinein in das Feuer!«

»Euer Bruder sammelt bereits die Schaaren, um auszuziehen,« berichtete Kurt.

»Na, so geh, und bring ihm meinen Segen, und laß mich — schlafen. Weiß gar nicht, warum Du mich weckst, alter Grauschimmel!« Er sprach's, und sank in die weichen Kissen ermattet zurück. Aber Kurt gönnte ihm die Ruhe nicht, er neigte sich über ihn, und flüsterte, wie ein böser Geist: »Auch habe ich Euch zu sagen, daß gestern Abend Eure einst so schöne und so geliebte Gefangene, Euer liebes Bäschen, wie Ihr sie in guten Stunden nanntet, in ihrem Kerker verschieden ist. Sie läßt Euch grüßen und Euch wünschen, daß

Euer Sterbestündlein nicht schwerer sey, als das ihrige. Sie schien aber einiges Bedenken zu tragen, daß dem so seyn möge.«

»Eine Kostgängerin weniger — laß mich — in Frieden,« lallte einschlafend der Bischof.

»War doch eine zu harte Strafe für das gute unglückliche Mädchen,« fuhr der Seelenpeiniger fort. »Sie war Euch aus Anhänglichkeit und aus Vertrauen auf Euer väterliches Wohlwollen gefolgt, nun ja, Ihr habt sie väterlich geführt — zur Hölle. Die arme Waise, mußte ein Kerker sie begraben, ein kalter Kerker, weil sie ein zu warmes Herz hatte.

»Hölle und Teufel, Schurke, wirst Du gehen?« fuhr der Bischof auf. »Welcher Satan heißt Dich erfrechen, so mit mir zu reden? Hast Du mich nicht zuerst auf sie aufmerksam gemacht, hast Du sie nicht zu mir gelockt mit Schmeichelreden und glänzenden Verheißungen?«

»Eben, eben; ich wollte, ich hätt's nicht gethan,« antwortete Kurt, »es hat mich auch lange gereut. Und ich mache mir ein Gewissen daraus,« setzte er noch mit leisem Spott hinzu.

»Wer hat mir verrathen ihre Schwachheit gegen den Babenberger, wer reizte mich zum Zorn auf gegen sie, und gab mir den

Rath, sie in die finstere Kerkernacht zu begraben? Du Teufel, wer war es?«

»Erhitzt Euch nicht, hochwürdiger Herr,« gegenredete Kurt mit ruhiger Kälte. »Sie ist nun einmal todt, hin ist hin, und sie war unschuldig, sie hatte dem Babenberger nur gerathen, Euch anzuflehen, daß Ihr ihm das Leben schenken möchtet, er wollte aber nicht. — Warum verhörtet Ihr sie nicht, ehe Ihr sie gerichtet? Was wollt Ihr mich schelten? Mein war nur der Rath, Euer war die That. Schande dem Manne, der nur ein Werkzeug ist in seiner Knechte Hand! —«

Diese letzten Worte murmelte Kurt in sich hinein, und verließ das Gemach, aber der Bischof hörte sie, und jener drückte mit ihnen den Dolch tiefer bittrer Beschämung in das Herz des stolzen Mannes.

Und Rudolph stand auf, ging unruhig umher, und sprach zu sich selbst. »Der alte Kurt gefällt mir nicht mehr. Er kann abkommen. —« Diese Worte waren das Todesurtheil des greisen Knechts. Als er, wie der Morgen vollends angebrochen war, dem Bischof den gewohnten Morgentrunk brachte, ihn kredenzt und sich wieder entfernt hatte, schüt-

tete Rudolph Gift in den Rest des gewürzten Weines. Kurt war stets gewohnt, den Rest, den der Bischof oft im Pokal ließ, auszutrinken. So auch heute; arglos trank der Kammerknecht, und stürzte nach wenigen Minuten mit dem Ausrufe: »Gott sey mein Rächer!« todt zu Boden.

»Nun wird ja wohl die alte Lästerzunge schweigen,« sprach Rudolph mit grimmigem Blick auf den Leichnam blickend. Er rief die Leibdiener herein. »Den Kurt hat der Schlag gerührt,« sagte er kalt, »tragt ihn fort, und sorgt, daß er bald begraben werde. Er wird nicht wieder aufwachen.«

In der Stadt Würzburg war ein unruhiges Treiben. Die Angst vor dem erzürnten Feind und seiner schrecklichen Vergeltung bemächtigte sich der Gemüther; die Gerüchte der verübten Greuel wurden grausenhaft übertrieben; die Glocken schlugen Sturm an, das Volk lief heulend durch die Straßen, und die Bruderschaften stellten Prozessionen an. Endlich zeigte sich der Bischof, und es wurde ruhiger, die steigend wachsende Besorgniß schwand wieder, Eilboten wurden abgeschickt, andere kamen und brachten die Trostesnachricht, der Feind sey

schon zerstreut; wie Gebhard angekommen sey in den fast niedergebrannten Ortschaften, habe er schon keinen Gegner mehr gefunden. Einzelne Reiter nur, klagten die unglücklichen Einwohner über den rauchenden Trümmern ihrer Wohnungen, wären mit brennenden Fackeln um die friedlichen Dörfer gesprengt, und hätten angezündete Pechkränze auf die Strohdächer der Hütten geschleudert. Es kamen Boten von andern Orten, die Aehnliches meldeten, und es wurde bald unbezweifelt klar, daß Albert, der Babenberger es sey, der mit Blut und Feuer seine schreckliche Spur bezeichnete.

Bald zeigte es sich, mit welchem Heere Gebhard zu kämpfen hatte. Ueber den Steigerwald wälzten sich zahllose Massen. Die Hoffnung auf Beute lockte Schaaren herumschweifenden Raubgesindels unter Alberts Panner, und dieser wollte nicht streiten, er wollte nur verwüsten, er wollte dem Lande Rudolphs eine blutige Geißel seyn. Den Kern seines Heeres hielt er eng beisammen, jene verwilderten Horden aber ließ er wüthen, und der bleiche Schreck floh vor ihnen her. Aerger war nicht der wilden entmenschten Ungarn blutiges Schrecknis im Süden Germaniens, als hier in

seinem Herzen des rächenden Babenbergers sengende und brennende Rotten.

Gebhard zog ihm entgegen mit seinem versammelten Heer, er wollte dämmen den Strom, der so grausig heranfluthete, aber seine Macht war zu gering, er wurde in die Flucht geschlagen, und ein großer Theil der Krieger, die für den Bischof gestritten, ging zu Alberts siegreichen Fahnen über. Immer näher, wie eine feuerschwangere Donnerwolke zog das Heer, und der Bischof zitterte in seiner Residenz. Wenn er ihn finge, hatte Albert gedroht, so wolle er ihm mit glühenden Zangen jedes Glied abkneipen lassen.

Eberhards Kinder, im Besitz einiger Burgen und Orte, mußten diese schleunig meiden, sie flohen nach Würzburg zu dem geistlichen Ohm, aber dieser vermochte sie nicht nur nicht zu schützen, er entwich selbst. Vom Gespenst der Todesfurcht geschreckt, hielt er sich nicht mehr sicher in seinem festen Schloß, er verließ seine Stadt und sein Land, und über dieses schwang der Racheengel immer schrecklicher das feurige Schwert.

Während dieser Bedrängnisse hatte Konrad in Ostfranken ein bedeutendes Heer gesammelt,

und zog nun seinem Bruder zu Hülfe. Diese sammelten, auf's neu ermuthigt, den Ueberrest derer, die ihnen treu geblieben waren, und vereinten sich mit ihm. Da zog sich plötzlich Albert aus dem verheerten Lande zurück. Gestillt schien sein Rachedurst, seine Heeresmacht zerstreut.

Freudig einem neuen Glücksstern vertrauend, eilten ihm die Brüder nach, träumten ihn schon geschlagen und gefangen, aber vieles Blut sollte noch fließen, ehe der Würgengel diesen Ländern vorüberzog.

Bei Fritzlar lagerten Konrads Schaaren. Bis in jene, Würzburg so entlegene Gegend hatte das Ungewitter dieser blutigen Fehde den Würzburger Bischof getrieben. Er weilte dort, und wagte sich nicht in sein Land zurück.

Es war eine wilde Sturmnacht, die Wachtfeuer konnten nur mühsam erhalten werden, ein unaufhörlich herabströmender Regen drohte sie zu verlöschen. Von einem Eilmarsch ermüdet, überließen sich die Streiter dem Schlaf. Auch Konrad, ihr tapfrer Führer, lag in seinem Zelt auf dem Feldbette, und überdachte, wie er wohl den wilden Dränger überwältigen könne, der ihm und seinem Bruder so vieles

Weh zufügte, als ein seltsamer Klang, der laut und dumpf durch die Luft zog, ihn in seinen Gedanken störte. Er horchte auf, auch die Wachen wurden aufmerksam. Der Regen hatte nachgelassen, es war alles stille ringsumher. Da plötzlich schallte abermals der Ton, laut schmetternd aus großen gewundenen Hörnern, und aus einem nahen Walde brach ein Kriegerhaufe, der mit Wuth und grenzenloser Erbitterung sich auf das Lager warf, und blindlings mordend, Tod und Verderben über die sorgenlosen Schläfer brachte. Es war Albert mit dem Kern seiner Mannschaft. Eilig rüstete sich Konrad, wie die Diener in sein Zelt stürzten, und den Ueberfall meldeten, aber ehe er zu Hülfe eilte, hatte schon der Tod zahllose Opfer gefunden und hingewürgt.

Jetzt gingen die Strohdächer eines nahen Dorfes qualmend und knisternd in Feuer auf, und die züngelnden lodernden Flammen beleuchteten das grausige Schlachtstück.

Auf seinem Streitroß sprengte Konrad mit verhängtem Zügel dorthin, wo am wildesten der Kampf tobte, aber schon kamen ihm Verwundete und Flüchtige, von den wüthenden Feinden verfolgt, entgegen, auf den bleichen

Gesichtern Angst und Bestürzung. Und wie sich, ermuthigt durch seinen Zuruf, noch einige Wenige um ihn sammelten, siehe, da brach sich Albert mit seinen Rittern bis zu ihnen eine blutige Bahn.

Jetzt hielten die beiden erbitterten Führer sich gegenüber, schon fielen mordend die Partheien einander an; der Sturmwind blies in die Flammen, und wildes Waffengeklirr, Wehgeheul und kriegerischer Lärm übertönten die Stimme des tobenden Sturmes, und das Gekrach der brennenden Häuser, der Flamme sausendes Lodern und das Funkengeknister, und zwischen Albert und Konrad entbrannte ein schrecklicher Zweikampf. Schien es doch, als wüßten selbst die Rosse der beiden Fechter, welch ein wichtiger und entscheidender Kampf hier ausgekämpft werde, denn sie stiegen beide wildschnaubend in die Höhe, und hieben und bissen auf einander ein. Hieb auf Hieb führten die erbitterten Kämpfer, es galt Leben um Leben; die gewaltigen Klingen rasselten Schlag auf Schlag auf den Stahlharnischen, aber über Konrads Helm schwebte der Todesengel mit schwarzen Flügeln. Ein furchtbarer Hieb Alberts traf ihn so, daß er machtlos sich auf

den Hals des Rosses vorbeugte, und das Schwert seiner Hand entsank, noch einmal hieb Albert, und der tapfere Mann stürzte vom Roß herunter. Seinen Fall feierten Alberts Krieger mit lautem Siegesjubel. Auch sie hatten wacker gekämpft, nur wenige Feinde waren es, die die traurige Kunde von dieser Nachricht nach Fritzlar brachten, wo Rudolph weilte.

Verzweiflungvoll raufte sich der Bischof die ergrauenden Haare aus, als er auch dieses geliebten Bruders Tod erfuhr, und in sein Herz zog die Reue mit allen ihren Qualen.

Auf Deutschlands Throne saß König Ludwig, mit dem Beinamen: das Kind, wie dessen bereits Erwähnung geschehen, und noch immer schwang die Furie Zwietracht ihre Schlangengeisel über das unglückliche Vaterland. Immer noch brannte die Kriegesfackel. Uebermüthige Diener der Kirche wollten sich nicht mehr mit der Herrschaft über die Seelen begnügen, sie strebten nach weltlicher Macht, und widersetzten sich schroff allem, was dieser Beschränkung drohte. In andern Gegenden boten stolze Vasallen dem angestammten Oberherrn Trotz, be-

kriegten sich untereinander, äscherten Städte und Dörfer ein, und des Blutvergießens ward kein Ende. Das Heer, welches gegen die Ungarn ausgeschickt worden war, erfreute sich auch keiner Triumphe. Mit Kummer und Unmuth sah dieses alles der junge König, aber Rettung hatte er nicht; vergebens war das Bemühen der Reichsverweser Otto und Hatto, dem Unwesen zu steuern; denn beugte sich auch einmal im Osten der starre Sinn eines Ungehorsamen unter das Joch des Gehorsams, so warf es im Westen ein Anderer ab, und Kampf und Fehden entbrannten von Neuem. Trüb und bleich stand schon lange das Gestirn der Karolinger, und neigte sich zum Untergang.

Auch von dem Bischof Rudolph erschienen einmal über das andere Gesandte am Königshofe, die mit endlosen Klagen die Gräuel und das unsagliche Elend schilderten, welches die Selbstrache des Babenbergers über ihres Herrn Länder gebracht. Noch war es nicht möglich gewesen, dem Uebel abzuhelfen, als aber der bekümmerte Bischof nochmals sandte und melden ließ, wie nun auch Konrad ein Opfer dieser blutigen Fehde geworden sey, da unterstützte der Erzbischof Hatto kräftiger die

Bitten seines Freundes, und es wurde Abhülfe dieses drückenden Uebels beschlossen.

Indessen zog Albert immer noch umher im Lande des Feindes, das unter seiner schweren Hand tief aufseufzte. Ganze Strecken verödeten, die Ortschaften schwanden bis auf wenige Ruinengemäuer, und die Einwohner flüchteten, wie vor den Ungarn, in Höhlen und Wälder. Immer trotziger hob er das Haupt und waltete wie ein Despot in dem besiegten Lande, da erschienen vor ihm Kammerboten des Königs, und luden ihn auf einen Reichstag nach Tribur. Er entließ sie mit bitterm Hohn.

Es begann dieser Reichstag, Albert von Babenberg erschien nicht auf demselben, und der Herrscher schleuderte gegen den Ungehorsamen den einzigen Blitzstrahl, der ihm zu Gebote stand, und der noch gefürchtet wurde, er belegte ihn mit der Reichsacht. Aber auch diese verlachte der Babenberger, kühn gemacht durch so viele Siege, und vertrauend auf die Heeresmacht, die er um sich gesammelt. Die Söldner, die jetzt Ludwig gegen ihn sandte, kehrten mit Wunden bedeckt wieder heim, und mit stolzem Uebermuth hob der Sieger immer trotziger das Haupt empor.

Da beschloß der König selbst Vollstrecker der Acht zu werden, mit einem Heere, so groß er es nur immer aufzubieten vermochte, zog er heran. Albert sah ihn furchtlos nahen.

Ueber dem Kloster Theres hob sich eine Burgfeste, durch Natur und Kunst gleich gut gelegen, einen Feind, der davor ziehen wollte, sie zu erobern, die Zeit lang zu machen. Hinter ihre sichern Mauern zog sich Albert zurück, wohlweislich jetzt eine Schlacht gegen den König vermeidend.

Nach wenigen Tagen kam der König mit seinem Heere vor Theres an, und freudig wie die Jäger, die den Bären in seinem Lager rings umstellt haben, daß er nicht mehr entfliehen kann, jubelten die Anführer der Mannschaft, die rings um den Berg sich lagerte; aber mit weit bedenklicherem Blicke schauten die Soldknechte zu den starren Mauern und Thürmen empor.

Bevor ein Sturm begonnen wurde, ließ Ludwig die Eingeschlossenen auffordern, die Burg zu übergeben, er verhieß unumschränkte Verzeihung und Gnade, wenn sie nur den Grafen ausliefern wollten, aber ehe noch der Herold zu Ende war mit seinen glänzenden Ver-

sprechungen, prasselte ein Steinhagel nieder, so daß er mitten in seiner Rede abbrach und das Weite suchte.

Und nun wurden Bestürmungen versucht, aber es vergingen Tage, es vergingen Wochen, jeder Sturm kostete neue zahllose Opfer, und Ludwig erreichte seinen Zweck noch immer nicht. Er verwünschte im Herzen tausendmal des Bischof Rudolph Stolz und Anmassung, in denen einzig und allein die erste Grundursache dieser so langen und unheilvollen Fehde zu suchen war; aber er konnte die Belagerung nicht aufheben, ohne Schmach und Lächerlichkeit auf sich zu laden.

Ein neuer großer, heftiger Sturm wurde beschlossen, und alles aufgeboten, diesesmal den Sieg davon zu tragen. Der Morgen kam, versehen mit Sturmgeräth aller Art rückten die Schaaren aus, und siehe, recht als höhne der Feind ihr Bemühen, flog, wie sie näher kamen, kein einziger Stein auf sie herab, schwirrte kein einziger Pfeil, kein Bolzen nieder, ja, es zeigte sich nicht einmal ein Vertheidiger auf der Mauer.

Das befremdete die Führer, sie fürchteten einen plötzlichen und unerwarteten Angriff, und

ließen ihre Schaaren still und mit möglichster Vorsicht vorrücken. Der Berg war erstiegen, unten aus dem Thale schauten die Ritter und Herrn, die bei dem Könige geblieben waren, verwundert herauf, sie hatten geglaubt ein Gewimmel der Streitenden zu erblicken, einen wilden verzweifelten Kampf, aber es blieb ruhig, auch kein einziger kriegerischer Laut durchschallte die Luft.

Die Stürmenden erreichten ungehindert ihren Zweck, in Burg Theres einzudringen, bald wehten auf den von allen Streitern verlassenen Mauern ihre Fähnlein. Aber was fanden sie? Ueberall nur Gräuel der Verwüstung. Alles Brauchbare zerschlagen und verwüstet, die Gemächer eingerissen, und überall nur Haufen von Schutt und Unrath. Rosse hatte Albert nicht gehabt in der Burg, das Schlachtvieh war verzehrt. Durch einen unterirdischen Gang, der mit dem unten liegenden Kloster in Verbindung stand, war Albert mit seinen Kriegsmannen bei Nacht entkommen, und hatte sich nach seiner festen, ja unüberwindlichen Babenburg gewendet, des Ganges Eingang war verschüttet. Die heldenmüthigen Eroberer der menschenleeren Feste rächten sich und übten ihren

Muth an dem Gebäude, sie zündeten es an, die Flammen wütheten einen ganzen Tag, und der folgende sah da, wo die so stattliche Burg gestanden, die schwarzen Mauern einer noch dampfenden Ruine.

Albert genoß einige schöne ruhige Tage im Kreise seiner Lieben; sein Groll hatte ausgetobt, er war wieder Mensch geworden, und ruhte aus von der Blutarbeit. Aber wie nun die Schaaren der Feinde abermals gezogen kamen, ihn aufs neue zu umringen, da sandte er die Frauen und Kinder fort in den sichern Schutz eines Klosters. Wohl war es eine bittere Trennung, wohl stiegen finstere Gedanken in ihm auf, es könne die letzte seyn für dieses Leben, aber es mußte geschieden seyn. Und nun war er wieder der rauhe erfahrne Krieger, der mit kluger Umsicht die Vertheidigung seiner Burg anordnete, und gefaßt den Angriff der Gegner erwartete.

Lange lagen vor der Babenburg die Feinde, oft stand auf der Zinne des Thurmes der Graf, und blickte hinunter auf das feindliche Heer, das Pygmäen gleich in seiner Armseligkeit kriegerische Uebungen trieb, zuweilen einen Angriff versuchte, und sich dann wieder zurück-

zog. Auf die Höhe dieser Mauer reichte keine Sturmleiter, kein Wurfgeschütz vermochte sie zu erschüttern, kein Fuß konnte auf diesen Felsen haften, den nicht eines Schützen spähendes Auge erblickt hätte.

»Zerbrich Dir den grauen Schädel an diesem Steinnest, Bischof! Versuche dein Heil, Knäblein Ludwig; komm, fange den Adler in seinem Fesenhorst!« So sprach, mit stolzem Uebermuth herabblickend, Albert oft zu sich, und wiegte sein Herz in frohe Träume von Sicherheit.

Freilich, den hochthronenden Aar erreichte keines Jägers Pfeil, auf diesen stolzen Reiher stieß kein Edelfalke, aber aus Ludwigs Lager kroch ein glänzender geschmeidiger Wurm, der wußte zu finden den Adler in seinem Felsennest, der umschlang ihn, und erwürgte ihn — und der Wurm hieß Pfaffenlist und Pfaffenheimtücke.

Der Mainzer Erzbischof Hatto war ohne Begleitung vor der Babenburg erschienen, hatte freies Geleit verlangt, und war, als Albert ihm dieses zugesichert, eingeritten. Jetzt saß

er mit dem Burgherrn beim Becher, und versuchte, durch Ueberredung zu gewinnen, was der Gewalt zu erlangen, unmözlich war. Sanft und honigsüß flossen die Worte von des falschen Priesters heuchlerischen Lippen, oft durchwebt mit Worten der Schrift, wie sie ihm passend dünkten, seine Rede zu bekräftigen.

»Selig sind die Friedfertigen,« schloß er einen langen Sermon. »Beharret doch nicht länger in so hartnäckiger Halsstarrigkeit, da Euch offen steht die Pforte der königlichen Gnade.«

»Gut,« antwortete Albert, »so zieht ab mit Euerm reisigen Zeug. Ich will Urfehd' schwören, und den Bischof fürder in Ruhe lassen.«

»Recht so, recht so,« fiel Hatto ein: »Ihr gelobt, Euch fortan friedlich und ruhig auf Euern Besitzungen zu verhalten, öffnet Euere Burg dem König, und fleht ihn um Verzeihung an.«

»Nicht öffne ich meine Burg, nicht bitte ich ausser Gott, jemand um Vergebung!« fuhr Albert auf.

»So wollt Ihr den Krieg nicht endigen, der des Blutes schon so viel gekostet?« fragte kleinlaut der Erzbischof.

»Ich sage es ja,« antwortete Albert: »laßt den König abziehen, und der Krieg soll geendet seyn!«

«Der König kann so nicht abziehen,« gegenredete Hatto; »unverichteter Sache wieder heimzukehren leidet seine Ehre nicht. Aber ich weiß ein Mittel, das alles ausgleicht, Ihr müßt mündlich mit Ludwig Euch besprechen.«

»Thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen,« fuhr er eifrig fort, als ihn Albert wieder unterbrechen wollte: »so wollen auch König Ludwig und Bischof Rudolph Euch thun. Euer Rachedurst ist ja gestillt! O Graf Babenberg, Ihr hättet die Rache dem lassen sollen, dessen sie ist — doch geschehene Thaten sind nimmer ungeschehen zu machen. Stoßt die dargebotene Friedenshand nicht von Euch, ich bitte, ich beschwöre Euch, als ein treuer Freund! Oeffnet Eure Burg, reitet mit mir in das Lager zu dem gütigen Herrn, er wird Euch liebreich aufheben, wenn Ihr ihm reuig zu Füssen sinket. Ihr, der Wiedergewonnene, der neue Freund, werdet ihm lieber seyn, wie Hundert andere, die nichts verschuldet, so wie ein Sünder, der Buße thut, dem

Vater im Himmel lieber ist, als hundert Gerechte.«

Nachdenkend saß der Graf, er blieb dem Eifrigredenden die Antwort schuldig, und dieser fuhr fort: »Mißtrauet Ihr vielleicht meinen Worten? setzet Ihr einen Zweifel in meine Rede? Will ich doch diese Nacht unter Euerm Dache schlafen, ich, den Ihr vielleicht für einen Feind gehalten, wollt Ihr mehr Zeugniß des Vertrauens? Ich esse Euer Brod, ich trinke Euern Wein ohne Besorgniß, daß er mir schaden könne, und Ihr glaubt vielleicht, ich wolle Euch verderben? Das sey ferne!«

So sprach er noch lange fort, stets wiederholend, wie geneigt der König zum Verzeihen sey, und wie wenig von Albert gefordert werde, um Ruhe und Eintracht wieder herzustellen; und dieser, müde der langen Fehde, willigte endlich nach langen Unterhandlungen, die sich bis spät in die Nacht verzogen, ein, in der Frühe des kommenden Tages den Erzbischof in das Lager zu begleiten, um dort mündlicher Unterredung mit dem Könige zu pflegen, und zwar auf die feste Zusicherung, daß man ihn frei und ungehindert wieder auf seine Burg lasse, wenn der Erfolg dieses Ge-

sprächs seinen Wünschen und Forderungen nicht entsprechend ausfalle.

Sie trennten sich spät; Alberts Lager floh der Schlummer. Seltsame Ahnungen stiegen in seiner Brust empor, und wurden zu wachen schrecklichen Traumgebilden. Fast reute ihn das Wort, das er dem Erzbischof gegeben, aber doch wollte er nicht als ein Feiger oder Wortbrüchiger erscheinen. Einmal sogar schien Adelhards blutiger Schatten durch das Zimmer zu schweben, und ihm bedeutsam zu winken.

Kaum graute der Morgen, so sprang er auf und ließ sich wappnen. Rasch entgegengehen wollte er dem Kommenden, wie ein Mann. Er war kaum gerüstet, als auch Hatto schon reisefertig hereintrat, und den freundlichgleisnerischen Gutenmorgengruß mit den Worten begleitete: »So recht, so recht! Ihr seyd früh auf, nun laßt uns ungesäumt eilen durch die offene Pforte der Gnade in die Gefilde des Friedens. Gottes Segen über Euch, daß Ihr Euer Herz der Versöhnung öffnet!«

Albert hieß die Diener gehen, und trat dem Erzbischof mit tiefem Ernst näher, und sprach zu ihm: »Erzbischof, ich folge Euch, Euerm Wort vertrauend, ich gebe mich in

Eure Hand! Fluch über Euch, wenn Ihr mich getäuscht hättet, wenn das, was Ihr gestern versprochen, nur eine Lockung gewesen, mich zu fangen! Wenn meiner im Lager Verrath, Wortbruch und Tod harrten?«

»Bei dem ewigen Wort!« unterbrach der Erzbischof, »wie möget Ihr so Arges denken von einem Diener der Kirche? Bringe ich selbst Euch nicht mit sicherm Geleit noch vor dem Essen wieder in Euer Haus zurück, wie auch die Unterhandlung ausfalle, so will ich keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben, so höre mich Gott nicht in meiner letzten Noth, so soll meine Zunge schwarz werden, und mir im Munde verdorren!«

Nach solchen Betheuerungen glaubte sich Albert sicher. — Ein Frühstück wurde aufgetragen, freundlich lud der Graf seinen Gast, aber dieser verweigerte die Annahme, und trieb zur Abreise. Die Zugbrücken rasselten nieder, Albert gab noch einige Befehle, und sie ritten den Burgweg hinunter.

Unten im Thale krümmte sich der Erzbischof und wehklagte.

»Nun was stößt Euch zu?« fragte der Graf besorgt.

»Der Leib schmerzt mich schrecklich,« ächzte Jener: »Es muß doch machen, weil ich noch nüchtern bin, hätte ich doch ein Paar Bissen angenommen, oder hätte ich nur einen Schluck Weines. Die Morgenluft hat mich erkältet.«

»Nun so laßt uns umkehren, und noch etwas zu uns nehmen, kommt, jetzt haben wir es am nächsten!« rief Albert.

»Ihr habt recht — der Weg ist noch ein gut Stück — wer weiß auch, ob wir nicht harren müssen — lacht mich nur nicht aus!« sprach Hatto, und hielt die Hand auf den Leib, und gebehrdete sich überaus kläglich.

Sie kehrten um, assen und tranken wacker, und ritten zum zweitenmale aus der Babenburg. Alberts Mannen sahen ihn, als er freundlich grüßend Abschied nahm, nicht ohne Wehmuth und mit banger Ahnung scheiden.

Sie kamen in das Lager. Ueber die langen Zeltreihen ragte das bunte geschmückte Zelthaus des Königs, vor dem das Panner mit dem Feldzeichen wehte. Es wurde laut, die Krieger wappneten sich, viele blickten staunend und verwundernd, als sie den so gefürchteten Feind so stolz und ruhig an des Erzbischofs Seite reiten sahen.

Sie stiegen ab, eilige Knechte sprangen herbei, sie zu bedienen. »Harrt meiner hier eine kleine Weile,« sagte Hatto, »ich will nur hingehen, und unsere Ankunft melden.«

Nicht lange harrte der Graf, als Gebhard mit vielen Rittern aus dem Zelte trat, die mit hochgehobenen Schwertern auf ihn eindrangen. »Gebt Euch, Babenberg!« schrie Gebhard, und nur kurz war die Gegenwehr des Ueberraschten, Verrathenen. Er wurde ergriffen, gehalten, gebunden, und in sichere Verwahrung gebracht.

Nach einer Stunde kamen sechs Knechte, ergriffen ihn und schleppten ihn nach dem Gezelt der Königs. Darin saßen an einer langen Tafel der Erzbischof Hatto, ein Lächeln satanischer Freude in seinem Blick, der gebeugte Rudolph von Würzburg, der wilde Gebhard; Graf Konrad von Franken, der Sohn des bei Fritzlar gefallenen Konrad, und hernachmals Ludwig des Kindes Nachfolger auf dem Throne Deutschlands, und viele andere Grafen und Ritter. Sie hatten Blutrath gehalten über den Gefangenen, und sein Todesloos war gefallen.

Wie Albert vor dem Kreise seiner erbitterten grimmigen Feinde stand, Blicke voll Zorn und Verachtung auf sie werfend, erhob sich Hatto, ihm sein Schicksal bekannt zu machen, aber ehe er noch zur Rede den gleisnerischen Mund öffnete, donnerte ihm Albert zu: »Schweig Elender! Was Du mir sagen willst, das lese ich aus den Henkermienen dieser hier, das haben mir diese unwürdigen Bande schon gesagt! Sind das deine Eide, Du Bube!«

»Welche Eide hätte ich Euch denn noch zu halten, Rebell und Landesverräther?« hohnlachte Hatto. »Ich gelobte, Euch vor dem Essen wieder in Euere Burg zurückzubringen, habe ich das nicht gethan? Oder meint Ihr, ich solle es noch einmal thun?«

Der Graf schwieg. Was ihn auch noch die Feinde fragen mochten, er schwieg. Ein Priester nahte sich ihm, und ging mit ihm in eine Kapelle, seine letzte Beicht zu hören. —

Das Haupt des unglücklichen Grafen war gefallen, mit ihm gesunken der letzte männliche Sprosse eines uralten edlen und berühmten Geschlechtes. Sein Leichnam fand im Kloster Theres die Ruhe, die seinen letzten Lebensjah-

ren fern gewesen war. Seine und Heinrichs Wittwe nahmen den Schleier.

Rudolph hatte gehofft, daß man ihm die Besitzungen der Babenberger als Entschädigung zusprechen sollte, aber sich getäuscht, sie fielen alle dem Reiche anheim. Im Jahre 907 war Albert hingerichtet worden, ein Jahr später rang Rudolph auf qualvollem Krankenlager mit dem Tode. Es war tiefe Nacht, lange lauschten die Wächter seinen matten und schweren Odemzügen. Bald schien er zu schlummern, bald fuhr er auf, als schrecke ihn eine Erscheinung. »Hinweg, hinweg, bleiches Gespenst!« schrie er, und streckte mit verzerrten Mienen beide Hände vor sich aus. »Was willst Du Bertha? Tritt nicht so an mein Lager! Oh — mir nicht diesen Blick! Auch Du Kurt? Was grinsest Du — mich an? Rufst — mir — ich komme, — ich — komme — oh! — »Er stammelte es, heulte in Zuckungen auf und verschied. —

Sein rachsüchtiger Bruder, der wilde Gebhard, der unermüdet das Feuer jenes unseligen Krieges geschürt hatte, fiel ein Jahr später in einer Schlacht gegen die Ungarn, die damals immer noch mit unmenschlicher Grau-

samkeit in Deutschland hausten, welches an seinen Wunden fast verblutete. Erst Otto dem Ersten war es vorbehalten, im Jahre 955 diesen bösen Geist durch einen glänzenden Sieg auf immer aus den Gauen Germaniens zu bannen.

Und der gleisnerische Pfaffe, der niedrige Verräther Hatto, sollte ihn die rächende Nemesis nicht gefunden haben schon ob dieser einen schwarzen That? Dunkel sind darüber die Kunden, aber gewiß war sein Tod kein ruhiger, vielmehr ein schrecklicher, wenn auch nur metaphorisch die alte Kronikensage über ihn zu verstehen, die da lautet:

»Etliche schreiben, daß ihn der Teufel in den Berg Aetna mit Leib und Seele geschleift, mit solchem Geschrei: Sic peccata lues et ruendo rues! das heißt: So mußt Du deine Sünden büßen, und fallen durch den Fall!«

Der Mönch.

Ein Nachtstück.

Der Mönch.

Zwei durch jahrelange Vereinung recht innig verbundene Freunde, der Aktuar Weimann und der Landschaftmaler Selig, machten zusammen eine Reise durch Böhmen, das Vaterland des Erstgenannten. Es war längst der Lieblingswunsch des Malers gewesen, ein Land zu durchpilgern, das aus seiner Vorzeit so große Erinnerungen bewahrt; ein Land voll schöner Sagen, prangender Schlösser, reicher Klöster und ehrwürdiger Ruinen, ein Land, dessen Fluren der Himmel mit Segen überschüttete. Mannichfache Ausbeute hoffte der junge Maler für seine Mappe, und sein Freund, mit reichem Sinn für die Schönheiten der Natur begabt, und sein Vaterland kennend, verstand es gar wohl, ihn so zu leiten, daß diese Hoffnungen ihn nicht täuschten. Aber nicht allein die starren Formen grotesker Felsen, verwitterter

Ruinen, alterthümlicher Klöster, oder wildromantische Thalschluchten und ungestüm dahinrauschende Waldbäche wollte der junge Künstler auf seine Leinwand zaubern, er wollte sie auch beleben mit mannichfaltigen Gestalten; daher fand er sich oft mitten im regen Volksgewühl, überschaute mit kundigem Blick die Menge, und wählte aus ihr, was ihm eben passend schien, und freute sich, wenn er ein recht ehrwürdiges Greisengesicht, ein Mütterchen, einen zerlumpten Bettler, raufende Kinder, trunkene Bursche und fröhliche Dirnen der Wirklichkeit abgestohlen, und flüchtig skizzirt, einstweilen dem Papier einverleibt hatte. Jeder Landschaftmaler sollte nicht versäumen, seinen Bildern durch Gestalten aus dem Leben ein höheres Interesse zu verleihen, und dem Auge des Schauenden die Bewohner der dargestellten Landschaft in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vorzuführen.

Solche Ausbeute schien sich wieder in recht reichlicher Auswahl dem Maler darbieten zu wollen, als die befreundeten Wanderer jetzt dem Dorfe Horschowitz nahten, nach welchem schon in der Frühe von vielen Seiten her festlich geputztes Landvolk hinströmte. Es war

das Kirchfest des Ortes, das eine allgemeine Fröhlichkeit in seinem Gefolge hatte. Die Statue des Schutzheiligen war von Kränzen fast ganz überhüllt, vor die Madonnenbilder hatte fromme und kindliche Andacht frische Blumen hingestreut. Das Gotteshaus faßte die andächtige Menge nicht, dichtgedrängte Schaaren umstanden noch die Thüren. Die Freunde kehrten in das Gasthaus ein, das von Gästen aller Art schon wimmelte. Auf dem freien Platz, der zwischen der Kirche und der Schenke lag, hatten Verkäufer ihre lockenden Buden aufgeschlagen; hier einer mit mannichfachem Schmuck, Ringe für Finger und Ohren, bunte Glasperlen und Glasgranaten, blitzende Kämme, Bänder und Spitzen, und was sonst lieb ist den muntern Dörferinnen; dort lockten große und bunte Bilder, mit dicken Farben und rohem Holzstich Heilige und Martyria darstellend, und Legendenbüchlein, Wundergeschichten, Amulette, Haustafeln, und was immer gedruckt dem frommen Aberglauben feilgeboten wird um wenige Pfennige, zeigte sich hier, während andere Buden, statt dieser Speise für gläubige Seelen, eine materielle Kost darboten.

Aus der Kirche strömte die Menge, Fahnen

wallten heraus, Glöckchen klangen, von Chorknaben geläutet; in die Knie sanken die Andächtigen, und Gebete murmelten von hundert und aber hundert Lippen; ein feingearbeitetes Marmorbild des Schutzheiligen wurde in Prozession aus der Kirche getragen, Mönche und Priester folgten, zuletzt ein Geistlicher mit dem Venerabile, an den und seine Sakristane sich Männer und Frauen anschlossen; tiefe ehrfurchtvolle Stille herrschte, das Getümmel, das kaum noch den Platz erfüllt, schwieg, feierlicher Gesang begann; aber kaum war die Prozession vorüber, da ging die Stille wieder in ein lautes Summen, dieses in Rufen und Geschrei über, und die Mienen, die kaum zuvor nur starren Ernst und tiefe Ehrfurcht vor dem Hochwürdigen gezeigt, verzogen sich wieder zum Gelächter, und zeigten das Spiel der verschiedenartigsten Leidenschaften. Aus dem Fenster des Gasthauses, das Volk überschauend, zeichnete Selig mit rascher und gewandter Hand schnell mehrere originelle Köpfe und Gestalten in sein Skizzenbuch, während sein Begleiter da- und dorthin blickte, noch mehr des Interessanten für den Freund unter der bewegten Menge aufzusuchen.

Als Beide sich im Gasthause mit Speise und Trank erquickt, gingen sie, ihre Wanderung weiter fortzusetzen, und ihr Weg führte sie an dem Tummelplatz der Volkslust vorüber. Es war ein wirres, buntes, fröhliches Durcheinanderwühlen; die Fremden hatten Mühe, sich durchzuwinden. Unter einer alten ehrwürdigen Linde war der Boden mit Bohlen belegt, einen ebenen Raum bildend, auf welchem sich, von wenigen Instrumenten begleitet, tanzlustige Schaaren drehten. Gelächter der Mädchen, Geschrei trunkener Bursche füllte die Luft; eine Drehorgel schnitt mit gellenden Dissonanzen in die Ohren der Umstehenden, während von einer andern Seite das monotone Getön einer Bärentrommel und Pfeife das Vorhandenseyn eines ehemaligen Bewohners polnischer Wälder schallend verkündigte, und das Kindergeschrei, das zuweilen die Töne jener armseligen Instrumente überjauchzte, bewies, daß auch Affen ihre komischen Sprünge dort machen mochten.

Die Freunde machten sich langsam Bahn durch all das Getümmel und den betäubenden Lärm, bald sahen sie aber ihren Schritt auf's Neue gehemmt durch eine Masse Volk, die,

bestehend aus Männern und Weibern, undurchdringliche Kreise geschlossen hatte, um einen blinden Bettler, der auf einem Dudelsacke spielend, geführt von einem zerlumpten Knaben, die aufhorchende Menge mit schnellimprovisirten Liedern erfreute. Solcher Sänger werden in Böhmen viele gefunden; jede Begebenheit, sie sey froher, trauriger, oder auch ganz gewöhnlicher Art, wird ihnen Stoff zum Liede, das sie absingen, und bald vergessen; aber das horchende Volk behält und singt diese Lieder nach, wenn sie sein Wohlgefallen sich erwerben. Gewöhnlich sind sie aus Fragen und Antworten bestehend, zur Frömmigkeit und Wohlthätigkeit ermahnend, und oft nicht ohne einen Anflug von Poesie.

Fast wider Willen wurden die beiden Wanderer in den Kreis gedrängt, der sich um den blinden Rhapsoden gebildet hatte, und sie vernahmen folgendes Lied, welches freilich, da es in der Ursprache jenes Landes gesungen wurde, durch die Uebertragung des wenigen Reizes vollends verlustig geht, den es vielleicht ursprünglich hatte. Der Blinde sang:

Was bringt, was bringt der blinde Mann
In seinem Sack getragen?

Die Kirchweih' bringt der blinde Mann
Für Euch im Sack getragen!
O schenkt dem armen Blinden!

Was will, was will der blinde Mann
Uns sonst noch weiter bringen? —
Der Blinde will, so gut er kann,
Euch jetzt ein Liedchen singen!
Doch schenkt dem armen Blinden!

Stiller noch wurde es in dem dichtgedrängten Kreise, Alle horchten hoch auf, keines der Worte zu verlieren, die nun kommen würden. Sie lauteten:

Ein junges Liebespärchen ging
In einen Wald zusammen.
Das junge Pärchen sich umfing
In hellen Liebesflammen.

Da kam von Sankt Benigna her
Des Wegs ein frommer Vater,
Da grüßte sie, da grüßte er
Den hochehrwürd'gen Pater.

Wo wollt Ihr hin? hat der gefragt,
Und streng sie angeschauet; —
Und Beide haben nichts gesagt,
Zu reden sich nicht getrauet.

Sie kehrten um auf ihrem Gang,
Sie blieben frei von Sünden.
O, nehmt zu Herzen, was ich sang,
Und schenkt dem armen Blinden! —

Der Sänger empfing reichliche Gaben, der Zuhörerkreis erweiterte sich, die Freunde enteilten dem Gedränge, und athmeten freier.

«Glaube mir,» nahm der Aktuar das Wort, «von allen diesen Leuten zweifelt kein Einziger an der Wahrheit dessen, was der Blinde so eben gesungen, und sicher ist's, daß diese einfache Begebenheit, so schmucklos und einfach vorgetragen, sich auch wirklich ereignet hat. Diesen Leuten wird Alles zum Liede.»

«So möchte daraus auf einen poetischen Volkscharakter zu schließen seyn,» antwortete der Maler; «denn nicht überall findet sich das in gleichem Maaße. In meinem Lande würde kaum jemand aus dem Volke einem solchen Sänger ein Ohr leihen; man würde sich beeilen, ihm die Gabe zu reichen, nicht damit er singe, sondern damit er schweige.»

«Die heilige Trias der so trautverschwisterten Künste, Poesie, Malerei und Musik ruht hier, wie ein unschuldvoll lächelndes Kind in der Wiege,» fuhr der Freund des Malers fort, der in der edlen Sangeskunst schon manchen nicht übel aufgenommenen Versuch gewagt hatte. «Blicke um Dich, überall findest Du Spuren Deiner Kunst; oft von meisterhaften Händen gemalt, und von hohem Werth leuchten die Madonnen- und Heiligenbilder aus ihren Nischen. Gehe in den Städten in die

Läden der Kunsthändler, welche Menge oft vortrefflicher Oelgemälde sind dort aufgestellt, wie wenige finden sich dagegen bei Euch? Hier findet eine Kunst noch Unterstützung.»

«Ja,» sprach lächelnd der Maler, «wenn sie sich auf Heiligenbilder einschränkt, oder mit Scenen aus der heiligen Geschichte Altarblätter schmückt. Nach meinen Landschaftbildern fragt hier zu Lande keine Seele.»

«Und unsre Musik?» fuhr der Aktuar fort, den gegründeten Einwurf seines Freundes überhörend: «wie beliebt sind nicht selbst bei Euch, und im weit entfernten Ausland die böhmischen Musikanten? Freut sich nicht das junge Volk der Landstädte, wenn es heißt: Es sind Prager angekommen, und eilt es nicht, schleunig einen kleinen Ball zu veranstalten, um der Freude zu genießen, nach unsrer Musik zu tanzen, wie scheel auch dazu der Stadtmusikus sehen möchte?»

«Es ist wahr, ich war oft Zeuge und Theilnehmer,» erwiederte Selig, «und ich wage zu behaupten, daß Musik auch hier zu Lande noch höher gestellt sey, als Malerei, daß aber jene dreifache Wiege der Schwesterkünste doch nur recht eigentlich in Deines Landes alter prangender Hauptstadt ruht, umstrahlt vom Sonnenglanz einer freundlichen Musenpflege,

während den größten Theil des übrigen Landes ein recht trüber Nebel drückt.»

»Vorurtheil,« schalt lächelnd der Aktuar. «Ihr schmeichelt Euch, ausschließlich Söhne geistigen Lichtes zu seyn, Ihr werft immerfort mit dem Glanzwort Aufklärung um Euch, und blickt mit wahrhaft pharisäischem Stolze auf unser Land, das unter einer väterlich gesinnten Regierung doch so glücklich ist, dessen Bewohner, durch Luxus und Schellengepränge der Thorheit nicht verwöhnt, treuer der Natur leben, als viele Andre, und bei Sitteneinfachheit jene Herzenseinfalt bewahrten, die schon der Herr gepriesen. Der Staat will ruhige, friedliche, arbeitsame Unterthanen, die dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, die nicht in thörichten Grübeleien von Weltverbesserung träumen, verführt und verlockt in eine unbekannte phantastische Region durch Schriften, die auswärts tausend Köpfe verwirren, statt sie aufzuhellen, und deren Eindringen in unser Land durch weise Gesetze verhindert wird.»

«Ich will nicht entscheiden,» nahm der Maler wieder das Wort, «ob nicht dennoch von Manchem heiß ersehnt wird, was man ihm

vorenthält, und ob nicht trotz der Gesetze, die Du weise nennst, gar Manches den Weg in ein Land findet, das so schroff sich gegen so vieles Schöne, Hohe und Herrliche verschließt, blos weil das Ausland dieses geboren.»

«Nicht gegen das wahrhaft Gute und Schöne schließt sich das Land,» vertheidigte Weimann: «nur der falsche Schimmer, das unächte Gestein, wird an der Grenze zurückgewiesen. Nicht die leuchtende Kerze verlöschen wir, aber gegen die verderbliche Brandfackel suchen wir uns zu verwahren. Und ist denn,» fuhr er eifriger fort, »ist denn das Ausland so stolz, daß es wähnen kann, nur von ihm allein könne uns Schönes, Hohes und Herrliches überkommen? Ist nicht groß und reich auch unser Land, bringt es nicht würdig wetteifernd mit andern Ländern des Hohen und Bewunderungswerthen eine reiche Fülle hervor?»

«Wer bezweifelt das?» fragte der Maler zurück. «Ich redete nicht von den Gebildeten, nicht von den Bewohnern der Hauptstädte; aber daß das Landvolk absichtlich in einem Zustand der Verfinsterung gehalten wird, wirst Du mir nicht abstreiten. Sieh, wie es dahin schreitet, gedankenlos, sieh, wie es sich dem

Taumel des Vergnügens und wilder Lust hingiebt, froh scheinend zwar, aber gedankenlos; sieh, es kniet, es betet, es äfft heilige Gebräuche nach, alles gedankenlos.»

«Harte, ungerechte Vorwürfe, die ich einer Widerlegung gar nicht würdige,» entgegnete verdüstert Weimann. «Sie sind Vorgänger eines Tadels, den ich von Dir schon gewohnt bin, der unsern Kult und unsere Geistlichkeit trifft, aber ich erinnere Dich an unser gegenseitiges Versprechen, über solche Dinge und über unsre religiösen Meinungsverschiedenheiten uns nie zu streiten.»

«Nein, streiten wollen wir auch nicht,» sagte der Maler: «aber es läßt sich doch auch ohne Streit gar Manches besprechen, ohne Haß und Bitterkeit, ohne jene Intoleranz, die leider, just in Deinem Lande, so manches Individuum, ja vielleicht ganze Ortschaften auf das Ungünstigste charakterisirt, und zwar namentlich Individuen, die dem Stande angehören, der Liebe und Versöhnung zu predigen, unter seine heiligsten Berufspflichten zählt.»

«Mag Mancher zu weit gehen in seinem Eifer,» erwiederte der Aktuar; «besser aber ist immer ein fester Sinn, mit Ernst und Strenge

gerichtet auf das, was er allein als wahr und gut und heilbringend erkannt hat, als jene Lauigkeit, die in einer bequemen Gemächlichkeit alles gehen läßt, wie es eben geht; die nicht Kraft hat zu zürnen und zu strafen, sondern nur über Alles den Mantel der Liebe zieht. Christus jagte die Wechsler mit Geißelhieben aus dem Tempel, und stürzte ihre Tische um, hätte er sie blos ermahnt, so wären sie sicher sitzen geblieben, und doch war er der edelste, beste Mensch. Nichts schadet einer Religion mehr als Lauheit, und daß eine solche nicht eintrete bei uns, darum so Manches, was Dir vielleicht mißfällig ist.»

Der Maler behielt die Gegenreden für sich, die er noch auf der Zunge hatte, um seinen Freund nicht unangenehm aufzuregen. Beide waren während ihres Gespräches ein gutes Stück Weges fürbaß geschritten, und es zeigte sich jetzt in geringer Entfernung vor ihnen auf einem Berge das Kloster St. Benigna. Malerisch lag es da, das stattliche Gebäude mit seinen Thürmen und zahllosen kleinen Fenstern, und beherrschte die Gegend. Der Berg, auf welchem es stand, war steil und felsig, und mit Buschwerk und einzelnen Tannen bewach-

sen. Es lag im Plan der beiden Reisenden, das Kloster zu besuchen. Sie rasteten ein wenig, und betrachteten die romantische Umgebung; Selig spähte nach einem Punkt, von welchem aus das Gebäude am besten aufzunehmen sey.

«Wozu in unserer Zeit noch Klöster?» fragte er seinen Begleiter, um das Gespräch, das ein wenig ins Stocken gekommen war, wieder aufzunehmen. «Sind sie nicht dem Staate eine ganz unnütze Last?»

«Keine Last und nicht unnütz,» widersprach auf's Neue der Aktuar. «Der veraltete Vorwurf der Trägheit und des Müßigganges trifft unsre würdigen Klostergeistlichen nicht; sie leben in zweckmäßiger Thätigkeit, sie predigen in den verschiedenen Kirchen, die hieher eingepfarrt sind, und versehen die gottesdienstlichen Gebräuche, ausserdem geben sie sich wissenschaftlichen Beschäftigungen hin, bauen Arzneipflanzen, unterrichten junge Leute, und zeichnen sich durch musterhaften Lebenswandel aus.»

«Nimm mir's nicht übel, lieber Weimann,» sprach der junge Maler: «ich zweifle gar nicht an der Wahrheit Deiner Worte, allein an die große Nützlichkeit dieser frommen Väter kann

ich doch nicht so ganz unbedingt glauben. Solch ein Predigermönch bleibt mir stets eine unangenehme Erscheinung. Immer sind sie der Kirche, wo sie lehren und erbauen sollen, vom Kloster nur geliehen; über acht Tage kommt ein anderer, und so fort, und dieß kann einer Gemeinde keinen Nutzen bringen. In wie würdigerem Licht erscheint gegen einen Solchen ein Pfarrherr. Die Gemeinde gewöhnt sich an ihn, sie liebt ihn, wenn er es verdient; er lernt jedes einzelne Glied derselben kennen, hat Rath für Alle, hat Trost und Beruhigung für Alle; er theilt ihre Leiden und Freuden. Komme nur zu uns, und höre, mit welcher Achtung und Liebe die Bauern von ihrem Pfarrer reden, wenn er nur irgend sich als treuer Hirte zeigt, welch ein schönes Band da um den Seelsorger und die ihm Anvertrauten geschlungen ist.»

«Sollte man doch meinen, Du steuertest mit vollen Segeln auf eine Pfarre los, wie ein hoffnungsvoller Candidatus referendi Ministerii, so begeistert sprichst Du davon,» scherzte der Aktuar. »Wir haben ja auch Pfarrer, und ich gebe Dir die letzte Behauptung zu; aber einmal sind diese Patres doch da, man kann

sie doch nicht wegjagen, und besser ist es doch, sie verkündigen das Wort des Herrn, als wenn sie festgebannt in die heiligen Mauern von früh bis Mitternacht nichts thäten, als beten, ruhen, essen, und wieder beten, ruhen und essen.»

«Mögen diese Patres alles Lob verdienen,» stimmte der Maler bei: «aber Klöster sollten nicht mehr seyn. Es sind Höhlen des Lasters, Schlupfwinkel des Verbrechens, Nester des Geflügels, welches den Tag scheut. Bete und arbeite, sagt das Sprüchwort, und das kann nur in einem thätigen Leben befolgt werden. Wie viel tausendfaches Unheil hätte die Erde nicht gesehen, wie viel Blut hätte sie nicht getrunken, wären niemals Klöster gewesen! In Klöstern wurden ausgebrütet die Basiliskeneier jeglicher Schandthat, aus Klöstern krochen Hochverrath und der Königsmord, aus Klöstern flammte die blutrothe Kriegsfackel, aus Klöstern wurde die Drachenzähnensaat giftiger Zwietracht in die Herzen der Gewaltigen gesäet, in Klöstern bergen sich alle scheuslichen Laster, Unzucht, Blutschande, Lüge, Tücke, Verrath, Geiz, Völlerei, Trunkenheit, Gotteslästerung und jeglicher Frevel.»

«Du trägst die Farben allzustark auf, Bester,» gegenredete mit Mäßigung **Weimann**, «Du häufst zusammen, was einzeln vielleicht einmal da oder dort geschehen, Du schiebst auf die Klöster insgemein, was Einzelnen wohl zur Last gelegt werden konnte. Ja, Du schilderst sie nach Art der grauenvollen Darstellung der Ritter- und Klosterromanschreiber, daß ich fast meinen möchte, Deine Kenntniß der Klöster rühre nur von solchen Büchern her. Nein, großen Nutzen stifteten die Klöster, wie Dir auch gar wohl bekannt ist; sie waren Werkstätten des Fleißes, Tempel der Wissenschaft, in ihnen erhielten sich die Schätze der alten Literatur, sie pflegten die Künste, unterstützten die Künstler; manches herrliche Bild wäre nicht entstanden, ohne ihre Aufmunterung; manchen alten Klassiker hätten wir weniger, ohne den Fleiß der Mönche.»

«Zugegeben,» fiel dem Vertheidiger der Maler in das Wort: «Zugegeben, wenn Du von den fleißigen und wackern Benediktinermönchen sprichst; die übrigen Ordensbrüder aber waren, mit wenigen Ausnahmen, faule Bäuche; auch würden der Schriften von den alten Klassikern noch weit mehr übrig seyn, hätte nicht

mönchischer Unverstand gegen die Handschriften gewüthet, und sinnlose Gebete auf die Pergamente geschrieben, die vorher die Weisheit vergangener Jahrhunderte enthielten. Und das wirst Du mir nicht ausstreiten, daß die Klöster der geheime Schauplatz greuelvoller Unthaten, die man nur mit Schauder denkt, mit Entsetzen nennt, gar oft gewesen sind.»

«Gewesen sind!» betonte der Aktuar. «Jene Unthaten gehörten dem verderbten Zeitalter, nicht den Klöstern an; sie wurden in Schlössern und Städten, in Wäldern und Feldern zugleich ungescheut verübt. Waren Mönche Wegelagerer? waren Mönche Theilnehmer an der blutdürstigen Vehme? Suchte und fand nicht oft die verfolgte Unschuld Schutz und Ruhe in den heiligen Mauern? Flüchtete nicht so manches bedrängte Gemüth aus dem wilden Gewühl der Welt in die stillen Asyle, da den Frieden findend, den es ausser ihnen vergebens gesucht haben würde? — Alles Böse, was man den Klöstern und ihren Bewohnern zur Last legt, es war, es ist vergangen, und das Gute allein ist geblieben!

«Möchte dein Panegyrikus auf die Klöster zum Besten der Menschheit wahr

Gotteslä...

seyn!« antwortete der Maler. »Möchte kein Laster, keine Verfolgung der Unschuld, keine Gier nach irdischem Besitzthum, kein Neid, keine Herrschsucht, keine böse Lust in ihnen auch jetzt noch einen geheimen Schlupfwinkel finden, ich wünsche das von ganzer Seele.« —

Die befreundeten Wanderer stiegen den schmalen umbuschten Pfad, der sich im Zickzack hinaufzog, nach dem Klostergebäude empor, standen aufathmend und ruhend an der Pforte still, warfen bewundernde Blicke in den Thalgrund, durch welchen sie gekommen waren, und zogen an der Schelle. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der langsam schleppende Tritt des Frater Pförtner sich hören ließ, so daß den Freunden Muße genug blieb, die schöne Natur der Umgebung, die im vollen Schmuck des Spätsommers prangte, zu betrachten; endlich erschloß sich die Klosterpforte, ein Mönch mit mißtrauischem Blick öffnete, und fragte nach dem Begehr der Fremden. Seine ohnehin nicht freundlichen Mienen verdüsterten sich noch mehr, als der Aktuar nach dem hochwürdigen Pater Prior fragte, er schien nicht Uebel Lust zu haben, die Wanderer abzuweisen, doch als er sahe, daß W e i m a n n einige Briefe hervorzog, hieß er

die Beiden folgen. Die Dämmerung brach bereits ein, mit hellem Klang rief die Glocke in dem hohen Thurm der Klosterkirche zur Hora. In einem Kreuzgange hieß der Pförtner die Freunde harren, und ging, sie dem Prior zu melden; abermals trat eine lange Pause ein. »Kein freundlicher Empfang,« bemerkte Selig; »man scheint uns nicht gern zu sehen, und ich fürchte, sowohl deinem Forschungsgeiste nach Alterthümern, wie meiner Lust, unbekannte Gemälde großer Meister aufzuspüren, wird hier wenig Nahrung gereicht werden.«

»Laß es nur, wir werden schon wohlwollend aufgenommen werden,« tröstete der Aktuar: »dafür bürgt der Name dessen, der mir dieses Empfehlungsschreiben eingehändigt hat.« Und das Vertrauen des Aktuars bewährte sich, der Pförtner kam wieder, und führte die Fremden in das Refektorium. Dieses war hellerleuchtet, und die frommen Väter saßen mit dem Prior bei einem überaus köstlichen Mahle. Mit großer Höflichkeit wurden die Freunde empfangen, und genöthigt, Theil zu nehmen an den Tafelfreuden, nachdem der Prior aus dem Schreiben, das Weimann ihm eingehändigt, ihren Namen und Stand erfahren. Einige Brüder, welche

die Hora gesungen hatten, traten jetzt noch ein, und machten die Zahl voll.

»Wir feiern heute ein Heiligenfest,« nahm der Prior, Pater Egydius, gegen Selig das Wort, »daher finden Sie unsern armen Tisch etwas besser besetzt, als in der Regel der Fall ist.« Er füllte bei diesen Worten die Becher der Fremden und den seinen mit köstlichem Ungarwein, durch die That widerlegend, was er so eben von Armuth gesprochen.

Heitere und anständige Scherze belebten den Kreis der Tischgenossen; wohl fragten die Mönche Vieles, was sich zutrage in der politischen, wie in der gelehrten Welt, aber auch ihre Fragen verriethen weit mehr eine lobenswerthe Wißbegierde, als schnöde Neugier. Es waren mit dem Prior nur neun Väter, meist bejahrte Männer von ehrwürdigem Ansehen, der jüngste von ihnen sprach am wenigsten, er schien sogar über Tische sich ernsten Meditationen hinzugeben, sehr selten mischte er einige Worte in das Gespräch, aber desto schärfer schien er zu beobachten, und Selig gewahrte einigemal, daß sein durchdringender Blick fest auf ihm und seinem Begleiter ruhe, so lange der junge Mönch sich unbemerkt glaubte. Sah

ihn einer der Fremden fest an, dann irrten seine Blicke unruhig umher, als suchten sie vergebens einen Haltpunkt.

Selig hatte, als man die Tafel aufhob, die ungünstige Meinung, die er vom Klosterleben bisher gehegt, fast ganz zurückgenommen, so wohl hatte ihm die Unterhaltung zugesagt, und die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Mönche gefallen. Ihm und seinem Freunde wurde ein reinliches Schlafgemach angewiesen, und erst, als sie sich in dasselbe begeben hatten, fiel ihm auf, daß über den Aktuar ein tiefer Ernst, ja eine mächtige Verstimmung gekommen schien, während er sich, in Folge des edlen Ungarweines, fröhlich aufgeregt fühlte.

»Was fehlt Dir, Weimann? Was für ein verteufelt tristes Gesicht machst Du?« fragte er mit Laune. »Sie haben Dir doch nicht Essig statt des Weines vorgesetzt, daß solch herbe Säure dein Gesicht überzieht?«

Ein schwerer Seufzer des Aktuars war die ganze Antwort.

»Ich bitte Dich, bester Freund, sage mir, was Dich verstimmt!« rief Selig, auch ernst

werdend. »Bist Du unwohl, oder widerfuhr Dir irgend etwas Unfreundliches?«

»Nein,« sagte Weimann gepreßt: »aber es stürmen Erinnerungen auf mich ein, Erinnerungen, erregt durch den Anblick eines der Mönche, des Jüngsten, der unten am Ende der Tafel saß, und zuweilen so scharfe Blicke nach uns heraufwarf, die mich wundersam bewegen, und in mir den Wunsch erzeugen: Wären wir doch Beide weit, recht weit von hier!«

»Du machst mich neugierig, erzähle doch!« forderte Selig seinen Freund auf.

»Ich will es Dir sagen,« fuhr der Aktuar mit leiser Stimme fort: »ob ich gleich dabei Sachen berühren muß, an die ich nur ungern denke, und Thaten erwähnen, vor denen mir schaudert.«

Die Freunde hatten sich während dieses kurzen Gespräches entkleidet, Weimann verlöschte die Kerze, und berichtete, im Bette liegend, flüsternd seinem aufhorchenden Freunde das Folgende:

»Ich hatte einen Bruder, an welchen der Anblick dieses Mönchs mich mit Grausen erinnert. Das schwärzeste Gemüth charakterisirte ihn von Jugend auf, Bosheit, Tücke, Hinter-

list und ein ungezügelter Starrsinn im Durchsetzen seines Willens entwickelten sich frühzeitig bei ihm, und weder Ermahnungen und Bitten, noch Drohungen und Züchtigungen vermochten eine Aenderung zu bewirken. Tausendfachen Verdruß verursachte er unsern Eltern, und übte frühzeitig Thaten, die zu unterdrücken und zu verheimlichen, alles aufgeboten werden mußte, sollten sie nicht die ganze Familie in Schande bringen. Es war fast kein niedriges Laster, das mein Bruder nicht schon als Knabe begangen oder doch versucht hätte; gegen mich, der ich als Aelterer ihn oft schalt und auf bessere Wege zu führen versuchte, gegen mich kannte sein Haß und seine Erbitterung gar keine Grenze. Mehr als einmal ging er mit dem Messer auf mich zu, und drohte, mich zu durchbohren, wenn ich nicht nachließe mit hofmeistern. Er lachte mir ins Gesicht, wenn ich ihm Vorwürfe machte, und dichtete mir Thaten an, die er beging, um mich bei den Nachbarn und Bekannten in gleichem Licht erscheinen zu lassen, wie er erschien. Die Mutter starb uns frühzeitig, den Vater drückte die Sorge über den ungerathenen Sohn zu Boden. Wollte ich eine ins Einzelne gehende Schilde-

rung seiner Unthaten versuchen, ich könnte ein Buch damit füllen. Er hat sein Andenken mit Fluch beladen; mein Vater hatte eine öffentliche Kasse unter sich, eines Morgens fand man sie erbrochen und bestohlen. Man hielt die Anzeige meines Vaters von dieser That für verdächtig, und brachte ihn zur Haft; es wurde alles in unserm Hause unter obrigkeitliche Siegel gelegt, und die Untersuchung sollte beginnen, am darauf folgenden Morgen waren die Siegel gewaltsam abgerissen, alles Werthvolle geraubt, und mein Bruder war verschwunden. Mein armer Vater überlebte die Schande nicht, die ihm durch die Schuld eines gottverfluchten Buben drohte, der sein eignes Kind war; er starb in der Haft, wie man muthmaßte, gewaltsam durch eigne Hand, und die ganze Untersuchung wurde unterdrückt. Nie sah und hörte ich wieder etwas von dem Elenden; mir selbst schuf jenes Ereigniß, wie du wohl glauben kannst, trübe, bittre Tage in Menge, lange währte es, ehe ich die Ruhe des Gemüthes wiederfand. Und nun heute — dieser Mönch — er trägt meines Bruders Züge, sein Blick ist meines Bruders Blick, mir schaudert vor ihm, ich will ihn nicht fragen, ich will nicht wissen,

wer Dieser ist, wie ein wahnsinnbringendes Gespenst schreckt mich seine Erscheinung. Ob er es sey, der Verhaßte, oder nicht, und der Himmel gebe das Letztere, ich forsche nicht danach, forsche auch Du nicht! Wäre doch der Morgen schon da, und hätten wir doch schon das Kloster verlassen; es wird mir allen Schlaf rauben, daß ich dieses Gesicht gesehen.«

Selig erstaunte über diese Eröffnungen. Nie hatte ihn Weimann in seine Familienverhältnisse Blicke thun lassen, nie hatte er auch in diese einzudringen verlangt. Ihre Bekanntschaft war in einer Musenstadt entstanden, wo Selig sich seiner künstlerischen Ausbildung widmete, Weimann sich seiner Berufswissenschaft hingab; ein Zufall hatte sie zusammengeführt, gegenseitiges Wohlgefallen hatte sie näher an einander gefesselt, und so war ein sehr trauliches Verhältniß, welches bald zur Freundschaft wurde, zwischen Beiden entstanden. Die Zeit, die Beide einander zugeführt, trennte sie auch wieder, aber dieß machte in ihren Gesinnungen keine Aenderung, sie blieben eine Zeitlang durch freundschaftlichen Briefwechsel verbunden, bis es Selig möglich wurde, seinen längstgehegten Wunsch zu erfüllen, den

Freund in Böhmen zu besuchen, und mit ihm, der sich ebenfalls eine Zeitlang von seinen Amtsgeschäften losmachen konnte, die Reise zu unternehmen, auf welcher sie sich jetzt schon einige Wochen befanden.

Selig versuchte, seinen aufgeregten Freund zu beruhigen. »Es gibt oft auffallende Aehnlichkeiten,« sagte er: »der Mönch saß Dir fern, der Lichtschein bewirkt manche Täuschung, wie käme dein Bruder, wenn er so verwildert war, wie Du ihn schilderst, in diese Wohnung der Gottseligkeit und Tugend?«

»Wäre auch wirklich der Mönch dein Bruder,« fuhr der junge Maler fort, da Weimann mit einem tiefen Seufzer auf seine Rede antwortete: »so wäre das ja ein sichtliches Zeichen seiner Herzensbesserung; ein Bösewicht wird sich nicht freiwillig dem mehr oder minder strengen Klosterzwang unterwerfen, und ich meine, Du habest, wenn Du deinen Bruder hier weißt, nichts mehr von ihm zu fürchten, und könntest um so beruhigter über sein Schicksal leben.«

»Nein — nein — nicht beruhigt, o sey nur stille —« stöhnte der Aktuar, und Selig schwieg, nachdenkend über das Räthselhafte im Wesen

seines Freundes; es schien ihm da noch Manches unklar, nach dessen Aufhellung er sich nicht sehnte. Lange hörte er noch, wie sich Weimann, oft seufzend, im Bette unruhig umwälzte, und es kam ihm sogar vor, als höre er ihn leise schluchzen. Ueber den Gedanken, die diese heftige Gemüthsbewegung Weimanns in ihm erregte, schlief er endlich ein.

Der Morgen war angebrochen, Selig erwachte, und sah den Aktuar aufrecht im Bette sitzen, den Kopf mit der Hand stützend, wie es schien, im tiefen Nachdenken. »Guten Morgen, Freund! Wohl geruht?« rief er hinüber.

»Guten Morgen, erbärmlich geruht;« war Weimanns Antwort. »Ich habe schreckliches Kopfweh, und es haben mich fürchterliche Träume gequält. Was ist doch der Mensch für ein armselig hülfloses Geschöpf; er sichert seine Ruhe durch feste Thüren und starke Schlösser, er schickt Wächter durch die Straßen, daß kein wilder Lärm die Schläfer schrecke; da kommt die Krankheit, und fällt ihn an, und raubt ihm den Schlummer, und die Träume steigen wie Geister des Abgrunds in seiner Seele auf, und peinigen und quälen ihn, und

er liegt hülflos da, und vermag nicht, sich ihrer zu erwehren, wäre er auch der Mächtigste. Wahrlich, es gibt Träume, die mit dem Wahnsinn sehr nahe verwandt seyn mögen.«

»Der Wein, der Wein, gute Seele,« scherzte Selig: »der Wein hat Dir die Kopfschmerzen und den Alp geschickt, trinke Wasser oder schwarzen Kaffee.«

»Nein, nicht der Wein,« widersprach der Aktuar: »der Mönch, der verfluchte Mönch kam mir nicht aus dem Sinn. In hundert Gestalten sah ich ihn, hu, es schüttelt mich, wenn ich an diese Träume denke. Wir wollen eilen, daß wir aus dem Kloster kommen. Lasse Dir die Kirche zeigen, derweil ich in der Bibliothek ein wenig umherstöbere; und dann wollen wir den Fuß weiter setzen.«

»Ganz, wie Du wünschest,« war Seligs Antwort, nnd Beide gingen in das Versammlungszimmer.

Bald erschienen der Pater Egydius und einige Mönche, und dieselbe Freundlichkeit, wie sie gestern stattgefunden hatte, wurde auch heute den Fremdlingen bewiesen. Nach eingenommenem Frühstück erbot sich Pater Dezelin, ihnen die Merkwürdigkeiten des Klosters zu zei-

gen, es war der Mönch, in welchem Weimann die Gestalt und die Züge seines verschollenen Bruders zu entdecken geglaubt hatte. Und der Schauder, der den Aktuar gestern ergriffen, wich auch heute nicht, er schützte sein Kopfweh vor, meinte, es würde wohl in der Klosterkirche zu kühl seyn, und so ging Selig allein mit dem jungen Mönch, um diese zu beschauen.

Düster und wortlos schritt Pater Dezelin vor dem Maler her, und diesem blieb Zeit, das Aeussere des Mönchs zu betrachten. Es war eine kleine, gedrungene Gestalt, fest und nervigt gebaut, ihr Gang rasch mit kleinen Schritten; das Gesicht war rund und voll, die Augen blitzten mit ungemeinem Feuer, das Haar des Mönchs war schwarz und struppig. Er schloß die Klosterkirche auf, und Selig trat mit ihm in das Gotteshaus, welches mit Bildern von Holz und Stein, mit Wand- und Deckengemälden, mit alterthümlichem Schnitzwerk und Fahnen überreichlich ausgeschmückt war. Jetzt öffnete der Führer auch den Mund zur Rede, er zeigte, erklärte, aber alles nur in kurzen abgebrochenen Sätzen, und so oft er etwas gesagt, warf er einen durchdringend

scharfen Blick auf den Fremden, als wolle er tief in dessen Gedanken dringen.

Sie kamen jetzt an das Chor. »Sehen Sie dort?« sagte lauernd der Mönch, und deutete in die Höhe; Selig sah auf, und erblickte siebzehn Schädel, die neben einander in einer Reihe hingen, und einen grauenhaften Anblick gewährten, unter ihnen hing ein schwarzer Dreschflegel.

»Wissen Sie die Geschichte von diesen Schädeln?« fragte Dezelin wieder; Selig verneinte.

»Es war zur Zeit, als der schreckliche Ziska seine Skorpionengeisel über dieses Land schwang,« erzählte der Pater, »als auch über unser armes Kloster eine harte Prüfung verhängt wurde. Mehr aber, als des Feindes Wuth, traf es der Zorn Gottes, denn Ziska wollte nicht gleich das Verderben. Er schickte Soldaten herauf, denen er mit Strenge verbot, zu plündern; sie forderten nur eine Schatzung, aber die Mönche, in unsinniger Verblendung, verweigerten jede Gabe, schimpften die Krieger, und verfluchten sie. Die mühsam verhaltne Wuth der Soldaten brach fürchterlich aus, sie übten gräuelvolle Mißhandlungen an

den Mönchen, brachen Thüren und Schlösser auf, und hausten schrecklich. Beladen mit dem Raube der goldnen Altargefäße kamen zwei der Soldaten zu dem Heerführer. »Siehe,« sprachen sie: »hier ist so viel, wie Du begehrt zur Schatzung; wir haben ausgerichtet deine Befehle, aber man gab uns statt Geldes nur den Fluch, darum mußten wir mit Gewalt nehmen, was wir bringen sollten. Ziska's glühendes Auge richtete sich auf die Krieger, und blitzte Tod. Er winkte, und die Soldaten wurden gefesselt; er winkte, und die kostbaren kunstreichen Gefäße wurden eingeschmolzen. »Hunde!« donnerte er: »Ihr solltet nicht plündern! Euer Golddurst soll gestillt werden!« — Er ließ ihnen das glühende flüssige Metall in den Mund gießen.«

»Schrecklich!« sprach Selig schaudernd. »Welche barbarische Rohheit jener Zeit, welche grausame tyrannische Strafe!«

Der Mönch horchte lauernd auf des Malers Aeußerung, und ob auch der Fremde aufmerke auf seine Erzählung, und da er dieses wahrnahm, fuhr er fort: »Nun wandte sich der Zorn des Gewaltigen gegen die unglückseligen Bewohner des Klosters, er stürmte herauf wie

ein gereizter Löwe, die Mönche suchten im Heiligthume Schutz, er brach herein, und schlug einen nach dem andern mit diesem Dreschflegel, den Sie hier zum ewigen Andenken aufgehängt sehen, den Kopf ein. Schon lagen sechs hingestreckt, laut flehten um Erbarmen die Uebrigen, aber da half kein Flehen, der Wüthrich mordete fort. Mit jedem Schlag stürzte ein Mönch zum Tode getroffen, nieder. »Ihr habt mich und meine Soldaten verflucht,« schrie er ergrimmt: »auf euer geschornes Glatzenhaupt zurück den Fluch!« und Opfer auf Opfer sank. Schon lagen dreizehn, fünfe drängten sich um den Hochaltar, sie krümmten sich, wie Würmer, in qualvoller Todesangst, und der Hochaltar hatte keinen Schutz für sie, drei fielen, der vierte ergriff das Venerabile; vergebens, auch seinen Kopf zerschmetterte die Mordwaffe, die hier hängt. Nur einer war noch übrig, der Aelteste. Er barg sich hinter dieses Marienbild, in blinder Wuth wollte Ziska das Bild sammt dem zerschmettern, der dahinter Schutz gesucht, da trat ein göttliches Wunder ein, sein Arm erlahmte, die Waffe entsank seiner Hand, es dunkelte ihm vor den Augen, und ohnmächtig fiel er in die Arme

der herbeieilenden Soldaten. Als er sich erholt hatte, zog er eilig hinweg. Diese siebzehn Märtyrer, deren Köpfe Sie hier sehen, sind hernachmals heilig gesprochen worden.«

Der Erzähler schwieg. Selig hatte ihm aufmerksam zugehört; jetzt, da er seinen Führer gesprächig geworden glaubte, war er der Meinung, vielleicht von dem Mönche selbst einigen Aufschluß über das zu erhalteu, was seinen Freund bewegt hatte, er hielt es sogar für Freundespflicht, sich wo möglich Gewißheit zu verschaffen, daher wandte er sich mit der Frage zu dem Pater: »Sind Sie schon lange ein Geweihter Ihres Ordens?«

Der Mönch sah ihn mit seinem lebhaften Blick wieder durchdringend an, als wollte er den Grund der Frage aus den Zügen des Fremden erforschen.

»Nicht lange,« antwortete er: »doch lange genug, um alle die wenigen Merkwürdigkeiten unsres armen Hauses zu kennen und zeigen zu können.

Diese ausweichende Antwort hatte Selig nicht erwartet, er fragte von neuem: »Ließen Sie Geschwister in der Welt zurück? Wurde

Ihnen der Abschied aus dem Weltleben zum Geistlichen nicht schwer?«

Ein bittres Lächeln, wie eine Erinnerung an tiefes Weh, flog über die Züge des Mönchs. »Ich habe keine Geschwister, und die Welt konnte ich verachten,« antwortete er. »Hier kommen wir nun wieder aus der Kirche.« Er schloß eine Thüre auf, und ließ Selig höflich vorangehen, der mit Unmuth sah, wie vergeblich seine Fragen waren.

Wie sie heraustraten aus dem Gotteshaus, schritt ein junges Bauermädchen darauf zu, züchtig und fein gekleidet. Ihr Haar war gescheidelt, und fiel in natürlichen Locken auf den Nacken. Am Halse trug sie ein großes goldenes Schaustück; am Busen, den ein Flor, der bis zum Hals reichte, wo er eine Krause bildete, verhüllte, prangte ein Blumenstrauß. Das Gesicht war Madonnenähnlich, schneeweiß, von der Anstrengung des Bergsteigens lag auf den Wangen ein sanfter Anhauch von Rosenroth, sie trug in den Händen, die Spitzenmanschetten fast verhüllten, ein Gebetbuch, und knixte tief mit gesenktem Blick, als sie dem Pater nahe kam, und lispelte: »Gelobt sey Jesus Christ!«

»In Ewigkeit!« antwortete der Pater. »Du willst noch einmal beichten, Liduschka, heute an deinem Ehrentag, das ist fromm und gottgefällig. Verzeihen Sie, daß ich Sie verlasse,« wandte er sich zu Selig. »Eine junge Braut aus Roth-Lhotka, die ich Beichte hören muß. Diese Treppe führt in das Refektorium.« Er verbeugte sich, und folgte dem Mädchen, das in die Kirche gegangen war, und dort vor den Altarstufen betend kniete.

Selig fand seinen Freund im Refektorium seiner schon harrend, und Beide verließen mit Dank gegen den wohlwollenden Prior, Pater Egydius, das Kloster St. Benigna, und wandten sich zu dem, dicht am Fuße des Klosterberges gelegenen Dorfe Roth-Lhotka, um ihren sie dort erwartenden kleinen Reisewagen zu besteigen, und weiter zu fahren.

Weimann athmete freier, als sie die grauen hoch emporragenden Mauern hinter sich hatten, eine drückende Last schien von seiner Seele genommen; der Maler freute sich, ihn heiterer zu finden, und brachte die Rede nicht wieder auf den Gegenstand zurück, der seinen Freund so verdüstert hatte. Sie gingen unter Gesprä-

chen über die schöne Gegend und die freundliche Lage des Klosters den Berg hinunter. — Im Beichtstuhle saß Pater Dezelin, und warf seine Flammenblicke auf die engelschöne junge Beterin vor dem Altar, erwartend, wenn sie sich erheben und ihm nahen würde. Seine Lippen bewegten sich, seine Finger ließen mechanisch eine Koralle des Rosenkranzes nach der andern fallen, aber was er leise vor sich hinmurmelte, war kein Gebet.

»So wird sie doch ein Eigenthum des Bauerjungen, und meine Wünsche sollen nicht erfüllt werden?« sprach er zu sich selbst. »So hätte ich vergebens alle Beredsamkeit erschöpft an dieser starren Tugend, und verlöschen müßte nun die Gluth, die mich aufzehrt, und ersticken die Flamme, die in mir lodert? Ha, Fluch und Verderben, bin ich denn geboren zu ewigem Entsagen? Was gibt mir der Himmel dafür, daß ich meine Gelübde halte? Einen Sturm noch auf dieses bethörte Herz, und ergibt es sich nicht, dann Rache und unauslöschliche Rache an ihr und ihm, o, und Rache, Rache an der ganzen Welt, die mich ausstieß.«

Die Betende stand auf. »Komm nur, Lämmlein, komm nur,« sprach der Mönch weiter zu

sich, und zitterte vor Erwartung seines Opfers: »komm, ich will Dich weiden.«

Lidusch ka nahte mit Demuth, sie trat ein in den Stuhl, sie sprach mit bebender Stimme ihre Beichte.

»Du bist eine schwere Sünderin, meine Tochter,« begann der Mönch, nachdem er sie angehört, mit frommer Salbung: »Dein Herz hängt ganz und gar am Irdischen, und ich sehe, wie der Böse seine Netze um Dich her stellt. Du hast einen Bräutigam, den Du zu lieben glaubst, aber Deine Liebe ist nicht die himmlische, es ist nur eine sündige Liebe, die verworfen ist vor Gott. Nur wer alle seine Gedanken hinrichtet von dem Weltlichen auf das Geistliche, von dem Zeitlichen auf das Ewige, der wird selig werden. Du bist schön, Liduschka, aber bald wird deine Schönheit welken; Du opferst sie ja selbst auf dem Altar der Sinneslust. Oder würdest Du lieber nicht freien? Bliebest Du nicht lieber unverehelicht? Ja gewiß, das würdest Du, aber Du bist eine gehorsame Tochter, deine Mutter wollte diese Verbindung, aber Du hast den Slawik nicht lieb. Er ist ein ganz guter Junge, der Wolnÿ Slawik, dein Bräutigam, aber er hatte doch

Böses mit Dir im Sinne. Weißt Du, wie er vor drei Tagen Dich in den Wald führte, und ich euch begegnete? Wer weiß, was er gethan hätte, wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht dazu kam? Aber ihr seyd Beide Kinder der Sünde. Zur himmlischen Liebe hättest Du dein Herz wenden sollen, und Du wolltest auch, nicht wahr? aber arme Lidusch ka, man zwingt Dich, die Frau des Wolny zu werden. Wachet und betet, sagt der Heiland, damit ihr nicht in Anfechtung fallet. Weißt Du, was eine Anfechtung ist? Wenn ich zu Dir sagte: Liduschka, Du bist schön, wie die Engel im Himmel, ich habe Dich lieb, Liduschka, viel lieber als der alberne Wolny Dich hat, und wenn ich kein Mönch wäre, würde ich Dich heirathen, denn ich habe Dich sehr lieb; und wenn ich deine Hand, deine weiße, weiche Hand nähme, so wie ich jetzt thue, und streichelte sie, und drückte sie, und sagte zu Dir: Liebe gute Liduschka, ich bin Dir gut, willst Du mir nicht auch gut seyn? Bin ich nicht auch jung, und wäre ich nicht ein besserer Liebhaber, wie Wolny, den man Dir aufdringt, wäre das eine Anfechtung? — Nein Mädchen, das wäre keine Anfechtung,

denn ich bin ein Diener der Kirche, und ich kann lösen, was gebunden ist, und kann binden, was getrennt ist, und mir ist Macht gegeben, Dich loszusprechen von allen Sünden. Glaubst Du, daß es eine Sünde wäre, wenn wir Beide uns lieb hätten? Nein, ich sage Dir, es wäre keine Sünde, denn es stehet geschrieben: Liebet Euch unter einander, und: Du sollst lieben Deinen Nächsten, wie Dich selbst. Nun siehe, ich bin Dein Nächster jetzt; Du mußt mich lieben, wenn Du nicht eine Sünde begehen willst gegen das heilige Wort. Du zitterst, Liduschka, pocht Dir das Herzchen, das kleine Herzchen? Du schämst Dich, Du willst mir nicht sagen, daß Du mich auch lieb hast, nun sey nur ruhig, fürchte Dich nur nicht; ich werde es Niemand verrathen, gewiß nicht; armes Mädchen, Du dauerst mich, so jung, so schön, so gut, und sollst schon heirathen, und noch dazu einen albernen Burschen, der die Perle gar nicht zu schätzen weiß, die ihm zugeworfen wird. O meine gute, theure, geliebte Liduschka, glaube, daß Du auf der ganzen Welt keinen bessern Freund hast, wie mich, o Du kommst mir vor, wie meine Schutzheilige, die fromme Sancta Cäcilia.

Wenn ich Dich sehe, möchte ich vor Dir niederfallen, und wie ich deine Hand küsse, so möchte ich die Hand meiner Heiligen küssen, und sie wie Dich inbrünstig umarmen.«

So redete der verworfene Mönch mit bethörenden Worten auf das Mädchen ein, die zitternd und bebend die Rede hörte, und kaum begriff, und jetzt, als der Mönch ihre Hand mit verliebter Heftigkeit durch das Gitter des Beichtstuhls an seine Lippen riß, erschrocken aufsprang, und rief: »Oh, hochwürdiger Pater, was thut ihr?« »Nichts Böses, Engel, sey ruhig, ich absolvire Dich,« war seine Antwort. »Du bist mein schönes sanftes Agnus Dei!«

»Laßt mich, Herr Pater!« flehte sie unter hervorbrechenden Thränen, und ihre Stimme war unsicher und leise. Ihr Busentuch hob sich ungestüm, Angst und Schaam übergoßen wechselnd ihre Wangen mit Rosen und Lilien.

»Laßt mich, um Gottes und aller Heiligen Willen, ich muß hinunter!« rief sie.

»Nun so gehe hin, Thörichte, Verblendete!« zürnte Pater Dezelin. »Gehe hin!« Er sprach in Haß und selbst bebend vor Grimm, daß er seinen Zweck verfehlt, die Absolutionsformel. »Gehe hin, und schweige von dem,

was ich mit Dir gebetet," setzte er hinzu: "oder der Fluch der ewigen Verdammniß soll Dich treffen, und die Teufel sollen ihre Lust mit Dir haben. Hüte Dich und schweige deine Zunge!"

Das arme unschuldige Kind verließ mit wankendem Schritt die Kirche, in welcher Todesangst sie ergriffen hatte, und ging den Pfad hinab, ihrem älterlichen Hause zu. So hatte schon öfter der Pater Dezelin mit ihr gesprochen, und dann war ihr allemal so bange und sonderbar beklommen ums Herz geworden. Sie, in Einfalt und Beschränkung aufgewachsen, sie verstand Anfangs gar nicht, was der Mönch von ihr wolle, allmälich sagte ihr aber eine innere Stimme, sie dürfe nicht hören, was er zu ihr rede. Sie war auch noch sehr jung, aber das schönste Bauermädchen in Roth-Lhotka. Der junge Wolny Slawik war ihres Nachbars Sohn, sie hatte mit ihm gespielt, als beide noch Kinder waren, und sie hatte ihn jetzt recht herzlich lieb. Heute sollte er ihr Mann werden. Es ist nämlich in den Dörfern jener Gegend Brauch, daß die Trauungen in den Abendstunden vollzogen werden. Liduschka's Vater war vor einem Jahre gestorben,

ihre Mutter war eine gute, stille und fromme Bäuerin, so bemittelt, als irgend ein anderer Nachbar in Roth-Lhotka, daher hatte es der alte Wenzel Slawik gerne gesehen, daß sie seinem Wolny den Umgang mit ihrem Töchterlein nicht verwehrte, und eines Sonntags Nachmittag hatte er in seinem besten Rock der Nachbarswittwe einen Besuch gemacht, und für seinen Sohn um Liduschka's Hand geworben. Die beiden Alten machten die Sache richtig, ohne die Kinder zu fragen, und als diese erfuhren, was man über sie beschlossen, hatten Beide eine recht große Freude.

Um diese Zeit war es, daß Pater Dezelin in strafbarer Neigung zu der jungen Bauerndirne erglühte, aber des Mädchens guter Engel schirmte sie. Der Mönch spähte und schlich ihr auf Tritten und Schritten nach, daher auch jenes Begegnen im Walde, wo sich die Liebenden ergingen. Seitwärts am Wege ruhte mit seinem Knaben der blinde Bettler, hörte die Tritte und Stimmen und der Knabe flüsterte ihm ins Ohr, was er sehe. So entstand das Lied, welches die reisenden Freunde in Horschowiz von ihm singen hörten.

Im Hochzeithause harrten die Mutter und der Bräutigam mit Ungeduld auf die Rückkehr Liduschka's aus der Kirche, und der Letztere war ihr schon eine Strecke entgegen gegangen. Sie kam, sie fiel ihm liebevoll um den Hals, aber ihr froher unbefangener Sinn war dahin, sie war ganz betäubt von allem, was ihr der schändliche Mönch vorgesprochen. Thränen standen ihr in den Augen, ihre Wangen glühten, wie im Fieber, und ihr Herz pochte ungestüm. Sie vermochte nicht, die Fragen des treuen Burschen zu beantworten, denn was hätte sie ihm sagen können? und was hätte es ihm auch gefrommt, hätte sie ihm vertrauen wollen die verwirrten Reden des Mönchs, die sie schon nicht mehr alle im Gedächtniß hatte? Nur die letzten Worte ihres Beichtigers waren diesem tief eingeprägt. Sie küßte ihre Mutter und weinte, und ihr Gemüth war von unsäglichem Bangen erfüllt. Nach und nach wurde sie ruhiger, es kamen Freundinnen und Bekannte, deren liebevolle Theilnahme und freundliche Scherze sie aufheiterten, unter diesen, einer ländlichen Mahlzeit und den Zurüstungen zum Kirchgang nahte der Abend heran, der Bräutigam kam mit seinen Aeltern,

die mit Liduschka's Mutter sich dem jungen Paar anschlossen und hinauf zum Kloster gingen, in dessen Kirche die Trauung vollzogen werden mußte, da Roth-Lhotka kein eigenes Gotteshaus hat.

Einer alten Sitte gemäß, durften die Verwandten während der heiligen Handlung nicht in dem Innern der Kirche stehen. Wolny führte seine aufs Neue bebende und zagende Braut vor den Altar, seine Aeltern und Liduschka's Mutter blieben in der Vorhalle zurück, wo sie sich auf die Knie warfen, für das junge Paar den göttlichen Segen zu erflehen.

Die sinkende Sonne färbte die Wolken, die sie umgaben, mit rother Gluth, und deren feuriger Abglanz fiel durch die hohen Bogenfenster in das düstere Gotteshaus. In diesem herrschte eine dunstige Schwüle, betäubender Weihrauchduft erfüllte es. Am Altar stand Pater Dezelin, und redete auf das Brautpaar, nachdem er das gewöhnliche Gebet gesprochen, folgermaßen ein:

»Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, und im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen! Sehet das ist der Fluch, den der Herr

ausgesprochen über das ganze sündige Menschengeschlecht. Zum Unglück, zur Qual, zur Verzweiflung ist es verdammt im Mutterleib, denn in Sünde gebiert es sich fort und fort, und Jammer und Elend begleiten die Generationen durch alle Zeiten. Betrachtet das Kind, wie es hilflos dem Schoos der Mutter sich entwindet, betrachtet den Greis, wie er am Stabe zitternd dahinschleicht, ein gebrechlicher Wurm steht euch hier und dort vor Augen. Und was zwischen der Kindheit und dem Greisenalter liegt, was ist es, als ein Leben voll Plage, Armuth, Krankheit, Mühseligkeit, Sorge, Noth und Kummer? Durch einen Menschen kam die Sünde in die Welt, und jedes Ehebündniß wird nur geschlossen, fortzupflanzen den alten Adam und darauf fortzuerben den alten Fluch! Wenn ein Kind geboren worden unter Angst und Schmerzen, da ist eine Freude und eine Herrlichkeit; wißt Ihr, ob es Euch am Leben bleibt, wißt Ihr, ob es nicht ein Dieb, ein Mörder wird, ob Ihr nicht dereinst es erhenken seht? Wißt Ihr ob es nicht dereinst an Euch selbst die verruchte Hand legt, Euch schlägt, mißhandelt, wohl Euch ermordet? Wißt Ihr, ob Euer sündlicher Hang sich nicht forterbt dop-

pelt und dreifach, und wißt Ihr, wie und auf welche Weise heimgesucht wird der Väter Sünde bis in das dritte und vierte Glied? O daß meine Augen nicht sehen müssen Euer Elend, o daß mein Gebet vermöchte, von Euch hinwegzubannen den Fluch, der auf allen Menschenkindern ruht. O, die Ehe ist ein schweres Joch, und eine drückende Fessel. Ihr werdet es noch fühlen, darum bereitet Euch vor auf eine harte Zeit und betet unablässig, daß die Fürbitten der Heiligen Euch Erleichterung bewirken.«

Mit diesen und ähnlichen fanatischen Eiferworten malte die schwarze Seele des Mönchs dem jungen Paar eine dunkle Zukunft vor. Im Innern erschüttert und bewegt standen Beide, sie glaubten in ihrer Beschränkung, ein solcher Ausbruch von Androhungen des göttlichen Zornes gehöre zu der heiligen Handlung, aber doch litt dabei der arme gute Wolny Höllenqualen und sein Bräutchen schluchzte laut und neigte ihr Haupt, wie eine geknickte Lilie. Wohl sah mit teuflischer Freude der Pater Dezelin, wie seine Worte die Gemüther der Beiden zerrissen, wie sie bebten vor den Schrecknissen einer Zukunft, die der Rosenzeit ihrer

schuldlosen Liebe folgen sollte, aber kein Mitleid war in ihm, glühender Rachedurst erfüllte sein ganzes Wesen, er wollte das Glück ihrer Liebe, wo möglich auch das Glück ihres Lebens stören und vernichten.

»Soll ich Euch schildern die Qualen der Sünder im Fegfeuer? Soll ich Euch hinführen zu der Tiefe, aus der das Geheul der Verdammten dringt?« fuhr er fort: «Da brauche ich Euch nicht weit zu führen, die Ehe ist oft mehr als Fegefeuer, sie ist Hölle, dreifache tiefunterste Hölle. Denkt Ihr auf einen Pfad zu wandeln, der mit Rosen bestreut ist? Habt Acht, bald werdet ihr die Dornen fühlen; denkt Ihr, in müssiger Ruhe Euch des Lebens zu freuen? Mit Nichten, Tag und Nacht müßt Ihr arbeiten, wenn nicht der Mangel bei Euch anklopfen soll, im Schweiß Eures Angesichts sollt Ihr Euer Brod essen! Denkt Ihr des Nachts zu ruhen, wenn des Tages Last getragen ist? Nein, die Sorge kommt, und setzt sich zu Euch auf das Kopfkissen, und flüstert und schrillt Euch ein heiseres Klagelied in die Ohren. Denn nicht zum Genuß tritt der Mensch in das Leben, sondern zu einer Prüfung, nicht an das Glück wird ihm ein Pfandbrief mitgegeben, sondern

an das Unglück, an das Elend, an die Verzweiflung!«

Länger hätte der Mönch noch fortgewüthet in seinen irreligiösen und die ewige Vaterliebe Gottes lästernden Reden, wäre nicht eine Unterbrechung erfolgt, die ihn verstummen machte. Der Bräutigam, ganz wirr und schwindelnd und betäubt von all dem Schrecklichen was er hörte, von dem Donnerton erschüttert, mit dem der Pater sprach, vielleicht auch beengt von dem Weihrauchqualm in der Kirche, hielt es nicht länger aus, er stürzte aus der Kirche, um Luft zu schöpfen, zu beten.

Mit dem schmerzlich liebevollen Ausruf: »Mein Wolny,« taumelte die todtbleiche Liduschka zu Boden, wie ein Rasender eilte Dezelin dem Bräutigam nach. Kreischend stürzten die Weiber in die Kirche, und der Ohnmächtigen zu Hülfe, betäubt stand Wólny's Vater, erschrocken und zitternd. Er sah den Sohn an sich vorübereilen, sah ihn gegen zwanzig Schritte weit ins Freie laufen, wo, von einigem Buschwerk umgrünt, eine alte Tanne über einen jählings hinabgehenden schroffen Felsabhang stand, sah in dort auf die Knie fallen, und die Hände gefaltet zum Himmel heben, sah den Pater in

seinem langen schleppenden Priesterrock auf den Sohn zustürzen, diesen wieder aufspringen, als verfolge ihn ein böser Dämon, und der alte Slawik hob die Hände angstvoll empor, wollte schreien, Hülfe rufen, und kein Laut kam aus seiner Kehle, jetzt sah er, wie der Mönch seinen Wolny erreichte, wie er ihn packte, mit ihm rang — jetzt fiel der alte Mann selbst mit dem Schreckensruf »Jesus Maria!« in dem Augenblicke zu Boden, als die beiden Weiber die ohnmächtige Liduschka angstvoll weinend aus der Kirche trugen. —

Die reisenden Freunde, der Maler Selig und der Aktuar Weimann hatten die schöne Gegend noch nicht verlassen, sie hatten den Tag über von Roth-Lhotka kleine Ausflüge gemacht, und wollten erst in der Frühe des folgenden Tages von genanntem Orte aus ihre Reise weiter fortsetzen. Jetzt weilten sie an einer Stelle, die dem Maler ein sehr schönes Landschaftbild verhieß; sie befanden sich auf der dem Dorfe entgegengesetzten Seite des Klosterberges. Es war eine heilige Abendfeierstille in der Natur, die untergehende Sonne schmückte Himmel und Land mit wundervollem

Glanze. Die Wiesenmatten schienen so frisch, als habe ihr Grün vor wenigen Tagen der Hauch des jungen Lenzes erst aus der Erde Mutterschoos gelockt, das Laub der Büsche und Bäume glänzte, um den Berg und durch die Wiesenflächen hin schlängelte sich in anmuthigen Krümmungen der kleine Fluß Wotawa, und die golddurchflammten Rosenwolken des Himmels spiegelten sich glühend ab in dem stillen Gewässer. Einförmig schallten durch den Thalgrund in abgemessenen Pausen die dumpfen Schläge der Eisenhämmer des Dorfes Horschowitz, aber jetzt läuteten die Klosterglocken den Abend ein, und ihr reiner heller Klang flog wie eine Stimme aus Himmelshöhen, fromm zum Gebete mahnend, über die friedlich im Abendschein prangenden Gefilde hin. Das Kloster hob sich über der an dieser Seite senkrechtsteilen Felswand majestätisch empor; magisch angestrahlt von der Sonne und der glühenden Wolkenpracht schien es ein Lichtpalast, eine Wohnung seliger und heiliger Geister, während ach, die unseligste und unheiligste That in ihm von einer finstern Macht grauenvoll vorbereitet wurde.

Der junge Maler zeichnete eifrig, nicht weit von ihm saß sein Freund bei dem Frater

Sammler, der sich mit seinem gefüllten Sack ausruhend zu ihnen gesellt hatte, und den Aktuar unterhielt, doch so, daß auch der Maler von Zeit zu Zeit einige Worte in das Gespräch warf, wenn er eben aufblickte, um die Reize der Abendlandschaft mit kunstgeübtem Auge aufzufassen, sie anzudeuten auf der flüchtigen Skizze, und sie festzuhalten in seiner Erinnerung, bis er das Bild daheim in seiner Künstlerwerkstatt vollenden würde.

Der Frater Sammler war freilich nichts mehr und nichts weniger, als ein beschränkter, im Stumpfsinn ergrauter Mensch, ohne Bildung, ohne Wissen. Der Zweck seines Lebens war kein Anderer, als beständig in den Dörfern, die zum Gebiet des Klostersprengels gehörten, umherzugehen, und die Gaben von Eiern, Butter, Käse, Würsten, Speck, Schinken, Getraide, Mehl, Hühnern, Gänsen, Obst und dergleichen mehr, die zum Theil verabfolgt werden mußten, zum größern Theil aber Spenden frommgläubiger, und gegen die armen Mönche gar mildthätig gesinnter Leuten waren — in Empfang zu nehmen, und es ist dem Frater Sammler zum Ruhme nachzusagen, daß er diesen, seinen angedeuteten Lebenszweck mit

aller Redlichkeit und Treue erfüllte. Er nannte dem Aktuar an den Fingern die zwei und fünfzig Ortschaften her, die dem Kloster zinsten, er wußte genau, wie weit es von der einen zur andern sey, und bei welchen Kapellen, Marien-, Heiligen- und Martyrbildern man vorbeikomme, auch wo ein Herrgott stehe, und konnte die Summe angeben, die er jährlich zum Messelesen für die armen Seelen in das Kloster trage; als aber nun Selig, den sein unendliches Geschwätz störte, und den reinen Genuß des himmlischen Abends verdarb, von ungefähr die Frage hinwarf: »Wer hat das Kloster erbaut? Wie lange steht es?« — da stockte der Fluß seiner Plauderhaftigkeit, er sah den Zeichnenden von der Seite blinzelnd an, und antwortete, als habe er nicht recht gehört: »Es ist Sankt Benigna, lieber Herr; ja, St. Benigna.« »Und wer war Sankta Benigna?« forschte Selig weiter, hoffend daß der Klosterbruder, wenn er ihn mit Fragen in die Enge treibe, entweder bald das Feld räumen, oder mindestens die Legende seiner Kloster-Heiligen zum Besten geben werde. Aber er betrog sich, der Frater Sammler schlug ein Kreuz vor sich, wandte sich um, Selig die Antwort schuldig

bleibend, und murmelte: »verfluchter Ketzer, vorwitzige Brut, daß Du doch ewig braten müssest, wie Sankt Laurentius!« — Der Aktuar sah verdüstert vor sich nieder, die Sonne blitzte zum letzten Male durch das grüne Laub der Bäume, die den Hügel schmückten, hinter denen sie niedersank; der Sammler hätte vielleicht noch mehr gesprochen, wäre nicht plötzlich ein lauter durchdringender Schrei durch die stille Abendluft erschollen, der alle Augen nach der Höhe richtete, und sie blickten schnell genug, daß ihnen der entsetzliche Anblick wurde, wie ein Mensch hoch oben von der steilen Felsklippe, wo die alte Tanne stand, herunterstürzte, fürchterlich auf einen Vorsprung auffiel, sich überschlug, und von Blut überströmt noch tiefer stürzte, und Steine und Gerölle mit ihm hinabrollten in die untenstehenden Bäume und Dornsträucher, die den Leichnam des Ungücklichen den Augen der entsetzten Zuschauer entzogen. Hinter ihm flatterte etwas am Felsen, wie ein weißer Vogel, der Abendwind ergriff es, und führte es im schwebenden Flug zu den Dreien, die jetzt eines grausenvollen Anblicks gewärtig, nach der Stelle hineilten, wo der Gefallene verschwunden war,

da flog es schnell herab und dem Aktuar in's Gesicht — es war ein Stück einer Stola. — »Jesus Maria!« schrie der Frater Sammler, der zuerst den blutigen Leichnam erblickte: »o all' ihr Heiligen, das ist ja Wolny Slawik, der gute Junge, der heute Hochzeit haben sollte! O großer Gott, das arme junge Blut!« — Tief erschüttert standen die Freunde; es war kein Leben mehr in Slawik. Jetzt hörten sie rufende Stimmen auf dem Berge, Geschrei und Lärm, woraus sie abnehmen konnten, daß man im Kloster den Unfall bemerkt habe. Der Frater Sammler nahm das Stück abgerissene Stola an sich, und stieg eilig hinauf zum Kloster, aus welchem mehrere Laienbrüder in Hast herab- und der Stelle zueilten, die ihnen der Sammler mit schnellen Worten bezeichnete; die Freunde gingen nach Roth-Lhotka zu.

«Wenn nur keine Unthat dieses Unglücks Ursache ist,« sagte Selig.

»Fast fürchte ich es, antwortete der Aktuar gepreßt. »O Gott, was erlebt man nicht!«

»Das arme Bräutchen, wie bedauere ich sie,« fuhr der Maler fort: »ich sah sie heute, o ein himmlisches Gesichtchen, so fromm und demüthig; armes Herz, die Blume Deines Glückes

ist nun verblüht, nein, nicht verblüht, geknickt vielleicht von einer räuberischen, verruchten Hand.« Schneller als die Freunde, hatte die Schreckensnachricht das kleine Dorf erreicht, und überall stießen sie auf erschrockene staunende Gesichter, hörten sie Ausrufe des Mitleides und der Verwunderung. Viele liefen fort, theils von Theilnahme, theils von Neugier getrieben, es war ein verworrner wilder Lärm, man rief, schrie, die Weiber heulten, und es zeigten sich auch hier die Erscheinungen im Volk, die Unglücksfälle stets zu begleiten pflegen, jeder fragte nach den nähern Umständen dieses traurigen und schrecklichen Ereignisses, und Niemand war unter so vielen, der im Stande gewesen wäre, genügende Auskunft darüber zu ertheilen.

Eine neue Erscheinung zog die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Vom Kloster herab kam Wolny's Vater, er trug auf seinen Armen die bleiche Lidusch ka, ihre Mutter ging wehvoll hinter ihm und stützte das sinkende Haupt ihres unglücklichen Kindes. Wolny's Mutter folgte händeringend, und sich ungehemmten Ausbrüchen ihres Jammers überlassend. Ein Trupp Freunde und Nachbarn um-

gab die Armen, mit denen der Prior des Klosters und zwei Mönche tröstend in das Wohnhaus der Wittwe gingen; dieß alles sahen die Freunde aus der leeren Stube des Gasthauses.

»O wäre ich doch tausend Meilen weit von hier,« murmelte der Aktuar dumpf vor sich hin, während Selig an seinem Reisegepäck ordnete, daß es morgen zeitig im Stande sey; draussen war es indeß schon düster geworden, und man hörte Stimmen rufen: »Jetzt bringen sie den Wolny!« Der Aktuar starrte mit düsterm Blick durch die Scheiben, da sah er einen Mönch raschen Schrittes auf die Schenke zuschreiten. »Nur nicht zu mir, nur nicht zu mir,« stieß er unwillkührlich halblaut hervor, aber der Pater trat doch ein, wendete sich nach flüchtigem Gruß sogleich zu Weimann und sagte: »Das Unglück, so sich hier zutrug, wird Ihnen, Herr Kreis-Gerichtsaktuar, schon kund geworden seyn, der Herr Prior läßt Ihnen seinen Empfehl vermelden, und Sie möchten, da Sie glücklicher Weise hier sind, und unser Kloster in Kriminalfällen keine eigene Gerichtsbarkeit« — «Ist es denn ein Kriminalfall?« fragte mit Hast der Aktuar, und erbebte. Der Mönch zuckte die Achseln, und fuhr fort: »so

wünschen und bitten der hochwürdige Pater Prior, daß Sie die Güte haben mögen, sich hinüber zu bemühen, um sogleich alle Thatbestände ad protocollum zu nehmen, damit unser armes Kloster nicht hinterdrein weitläufige Processualien bekomme.«

Das Kloster St. Benigna lag in dem Kreise, bei dessen Hauptgericht der Aktuar beschäftigt war, er durfte sich nicht füglich weigern. »Ich komme sogleich, meine Empfehlung dem Herrn Prior,« sagte er zu dessen Abgesandten, der sich entfernte.

»Mir graut, mir graut!« rief er heftig aus, die Hände vor das Gesicht schlagend, und ging einigemal mit großen Schritten durch die Stube. Verwundert sah ihn Selig an, und wußte sich sein Benehmen nicht zu erklären.

»Fassung, Fassung, es muß!« murmelte jener wieder: »mag auch kommen, was da will.« Er nahm seinen Hut, und verließ rasch das Gasthaus. Der Maler schüttelte den Kopf, es kam ihm vieles höchst sonderbar vor, was er seit gestern bei seinem Freund wahrgenommen. »Wenn nur diese Reise, auf der er mich aus freundschaftlicher Gefälligkeit begleitet, für

ihn nicht eine Quelle trüber Tage und Besorgnisse wird,« sprach er leise vor sich hin.

Der Aktuar kam zu einer sehr, sehr trüben Scene. Die unglückliche Liduschka war aus ihrer Ohnmacht zwar leiblich erwacht, aber ihre psychische Kraft schien noch tief in Bande geschlagen. Mit einem starren, theilnahmlosen Blick saß sie auf einem Stuhl, vor ihr auf den Knien lag ihre in Thränen zerfliessende Mutter, alle zärtlichen Liebkosungen verschwendend, das arme geliebte Kind zur Rede zu bewegen. »Meine gute Liduschka, mein bestes Töchterlein, sprich doch nur ein einziges Wort!« flehte sie. »Hörst Du nicht, Liduschka? Mein Kind, o mein herzliebstes Kind, kannst Du denn nicht reden? Sprich doch! Hörst Du? Siehst Du mich denn nicht? ich bin ja Deine Mutter! Ich bitte Dich um der heiligen Jungfrau Maria Willen, und um Gottes und Christi Willen, rede doch, sprich doch, Liduschka! Rede doch!« Umsonst war all ihr zärtliches Mühen, und trostlos weinend warf sie sich neben dem Stuhle nieder. Die Mutter Wolny's saß auf der Bank am Ofen, hatte ihr Gesicht verhüllt und schluchzte unaufhörlich; der alte Wenzel Slawik rief mit erstickter

Stimme Verwünschungen über Verwünschungen aus, und vergebens bemühten sich der Prior, seine Mönche, und der auch anwesende Dorfrichter, der zugleich der Gastwirth des Ortes war, ihn zu besänftigen. »Gebt mir meinen Sohn wieder!« schrie er: »meinen Wolny, meines Alters Stütze! Ich hab' es gesehen, mit meinen Augen hab' ich es gesehen, wie ihn der verfluchte Pfaffe hinabstieß! Fluch, zehntausendfachen Fluch auf den Mörder meines Wolny!«

»Seyd doch ruhig lieber Mann,« redete ihm der Prior besänftigend zu. »Es ist ja nicht so, es kann ja nicht seyn, Ihr habt nicht recht gesehen, seyd doch nicht so außer Euch, tragt das Unglück wie ein Christ!«

»Meinen Wolny zu ermorden, meinen guten lieben Wolny!« jammerte der unglückliche Vater fort, ohne nur im Mindesten auf den Prior zu achten. »So ein Teufel von einem Mönch! Ich will nicht selig werden, wenn er ihn nicht hinabstieß vor meinen Augen. Ach Gott, ach Gott, und das hast Du zugelassen? O — mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!« Den frommen Pater Egydius ängstigten die Reden, die der Mann in seinem verzweiflungs-

vollen Schmerz ausstieß, gar sehr, und er hatte genügende Gründe, zu wünschen, daß das Volk sie nicht höre. Dieses umstand in großer Menge das Haus, und an dem Fenster drängte sich Kopf über Kopf neugierigen Gesindels, das herein in die Stube zu sehen sich bemühte.

»Fasset Euch Slawik, seyd ein Christ, es ist eine Schickung Gottes,« begann der Prior aufs Neue zu trösten, aber fruchtlos.

»Des Teufels Schickung ist's, mit Verlaub, Herr Prior!« heulte der Bauer; »verflucht, verflucht sey Euer Pater Dezelin, verflucht Euer Kloster, denn zur Mördergrube ist's geworden! O, ich wollte nicht schreien, wenn mein Sohn an einer Krankheit gestorben wäre, aber so — so — so — ermordet, auf teuflisch niederträchtige Weise ermordet! das schreit zum Himmel um Rache, und wenn dieses unschuldige Blut nicht gerächt wird, dann ist kein Gott im Himmel, dann gibt es keine heiligen Fürbitter, dann ist Euer Beten ein Narrenspiel und Euer Kirchehalten eine Komödie und ich will dann kein Christ mehr seyn, ich will ein Türk oder Heide —«

Der in seinem Vaterschmerz rasende Mann würde der Lästerungen noch mehr ausgestossen haben, hätte ihn nicht das ungeheuere Weh, und die entsetzliche Aufregung allzusehr übermannt; die Stimme brach ihm plötzlich, und er sank ohnmächtig in des Dorfrichters Arme.

Jetzt erst konnte der Aktuar zu Worte kommen, er hatte bisher einen schaudernden Zuschauer abgegeben, der Prior zeigte sich sehr erfreut, ihn zu sehen.

»Eine jammervolle Begebenheit, Herr Aktuar,« rief er ihm zu: »Helfen Sie, rathen Sie, was soll ich thun? Dieser Mensch scheint den Verstand vor Schreck verloren zu haben, er behauptet, der Pater, der seinen Sohn mit jenem Mädchen trauen sollte, habe den Burschen vom Felsen gestürzt; wie wäre das nur möglich? Welche Einbildung des alten Mannes! Wie?« —

»Hochwürdiger Pater,« antwortete Weimann: »da Sie meine Person hier als gerichtliche Hülfe reklamiren, so werden Sie mir in Allem, was ich in dieser traurigen Angelegenheit anzuordnen für gut finde, förderlich und behülflich seyn. Zuerst bedarf ich zweier zuverlässiger Männer als Schöppen und Zeu-

gen, der Herr Richter wird das Protokoll führen, und wir werden zuvörderst das corpus delicti in Augenschein nehmen. Indeß verfügen Sie die schleunigste Verhaftnahme jenes Paters.«

»Wie?« rief der Prior erschreckend: »könnten Sie glauben, oder nur vermuthen« —

»Nicht von meinem Glauben und Vermuthen ist hier die Rede, Herr Prior,« fiel ihm der Aktuar ins Wort; »ich mache Sie verantwortlich für die Person des Mönchs, und nehme hier den Richter zum Zeugen, entflieht der Pater, so wird Ihr Kloster dafür büßen. Diesen Mann,« fuhr er auf Slawik deutend, fort: »lassen Sie bewachen, Herr Richter, doch alle Hülfe leisten. Die Weiber dürfen nicht aus dem Hause, und nur ihre nächsten Verwandten herein. Ein Bote muß nach Horschowiz', und sechs von den dort stationirten Soldaten herüberholen, falls die Klosterherrn den Mönch nicht gutwillig ausliefern.«

Der Prior schlug drei Kreuze vor sich, und brummte: »Gott sey bei uns, das ist ja eine strenge Justiz,« und die beyden Mönche sahen stier und stupid in die sie umgebende Verwirrung. —

Der Richter bewies sich am thätigsten, er sorgte, daß alles nach Weimanns Willen vollzogen wurde, und bald ging dieser mit den Zeugen an das traurige Geschäft der Leichenbeschauung, während die frommen Väter dem Kloster zueilten. Liduschka war noch immer in dem Zustande einer nur halb Lebenden, und die beiden unglücklichen tiefgebeugten Mütter durchwachten zusammen eine Nacht voll unsäglichen Jammers.

Selig harrte in seinem Gasthause lange vergebens auf den Reisegefährten. Unterhaltung fehlte ihm, was als Lektüre auf die Reise mitgenommen war, sprach seinem durch die erlebten Vorfälle düster gestimmten Gemüthe nicht an. Er suchte die Ruhe.

Es mochte vielleicht eilf Uhr seyn, als er aufschreckend aus einem schweren beunruhigenden Traum erwachte, und so fest war das Traumnetz um ihn geschlungen, daß er sich gar nicht recht zu besinnen wußte, wo er sey. Die Stube war geräumig, war des Wirthes Prunkzimmer, und reichlich mit Heiligenbildern auf Spiegelglas gemalt, decorirt. Der Mond schien hinein und schuf eine magisch-dämmernde Helle, aber ein tiefes banges Athmen durchwehte un-

heimlich das Gemach, und jetzt klirrten die Scheiben eines Glasschrankes und die mancherlei Gefäße darin, und es durchwandelte ein schwerer, und doch leiser Tritt die Stube.

»Wer da?« rief er endlich halb schlaftrunken aus, »ist Jemand im Zimmer?«

»Ich bins!« antwortete tonlos eine tiefe Stimme.

»Wer? Wer?« fuhr Selig auf. »Nun ich, Du siehst wohl Gespenster!« rief ihm Weimann zu, der entkleidet, noch in der Stube auf und abwandelte. Jetzt erst ermunterte sich Selig völlig. »Geh' doch zu Bette!« sagte er zu dem Nachtwandler. »Mir ist es nicht wie Schlaf,« antwortete jener seufzend. »Mir gehen Gedanken durch den Kopf, furchtbarschrecklich, ich fürchte mich — vor meinen Träumen.«

»Es scheint,« begann Selig wieder; »als ob unsere, so fröhlich und heiter begonnene Reise hier ihren unerfreulichen Wendepunkt finden würde. Ich möchte fast umkehren.«

»Und ich muß umkehren,« setzte der Aktuar hinzu. Mein Unstern führte uns hieher; ich kann, ich darf Dich nicht länger begleiten, denn habe ich gleich Urlaub, so ist nun meine Ge-

genwart bei der Untersuchung des heutigen Unglücksfalles unumgänglich nöthig, da ich mich der Aufnahme des Protokolls nicht entziehen konnte.«

»Nun wohl, ich reise zurück, allein möchte mir schwerlich viel Freude werden,« erwiederte der Maler: »aber laß uns nun ruhen. Gute Nacht!« — Er wendete sich auf die andere Seite und entschlief bald wieder. Der Aktuar bestieg sein Lager ebenfalls, und es schien, als wolle auch ihn der Schlummergott mit sanften Flügeln überschatten.

Es war tief in der Nacht, der Mond schien nicht mehr; Selig träumte, er habe ein schönes Gemälde vollendet, und es ausgestellt. Ein Menge Menschen, Männer und Frauen, kamen und bewunderten das Bild, Alle priesen es, und waren entzückt von der Treue der Auffassung, dem sanften und blühenden Colorit, der richtigen und ebenmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten. Ein reicher Mann kam, und kaufte es; er legte den Tisch voll Goldstücke, aber wie Selig das Bild abnehmen wollte, es vorsichtig einzupacken, da war es nicht mehr da, und in einiger Entfernung ging ein Mann in armseliger Kleidung,

ein bärtiger Schacherjude, der trug das Bild unter dem Mantel davon. Wüthend eilte ihm Selig nach, packte ihn am Kragen, und schrie: »Hund! Schurke, mein Bild!«

«Mai, was wollt doch Ihr mit dem Bildche?» Is es doch mein, hab' ich's doch gemalt! Was kümmt er gesprunge? was macht er a G'schrei?» antwortete, das Bild festhaltend, der Traumjude. Nun rang Selig mit ihm, aber der Jude entging ihm, lief eine Strecke vor ihm her, zeigte ihm das Bild, und streckte hohnlachend eine fußlange feuerrothe Zunge gegen ihn heraus, dabei immer rufend: «Es ist doch mein!» Mit aller Kraft stürzte Selig noch einmal auf den Juden, und führte mit geballter Faust einen Schlag nach ihm; der deckte sich aber gewandt mit dem Gemälde, gleichwie mit einem Schilde, und Selig schlug in die Leinwand ein großes Loch. Der Schreck, sein mühsam vollbrachtes Kunstwerk zerstört zu sehen, wirkte so heftig auf ihn ein, daß er erwachte; dennoch kam es ihm vor, als höre er noch die Judenstimme höhnen: «Es ist mein — Du lügst Verdammter — mein, mein — mein — ich habe Dir nichts — gestohlen — wie sagst Du? Dein Erbtheil? Lügner — alles

— alles mein» — und dann erstarb die Stimme unter unverständlichem Gemurmel.

Allmählig kam der Maler zu voller Besinnung, und nahm nun wahr, daß er niemand anders als den Aktuar gehört, der im Schlafe redete. Ein Schauer überlief ihn, es flüsterte ihm eine innere Stimme zu, es möge wohl irgend etwas die Seele seines Freundes belasten, was dieser sich selbst gern verhehlte, wenn er könnte. Auf's Neue hörte er ein seufzendes Stöhnen, und bald darauf die undeutlich und gepreßt ausgesprochenen Worte: «Ich wäre Dein Teufel? Ich? — Du selbst, Du, Du, Du! Vater — mörder! — Ungeheuer! Du willst mich — verderben — Du — fort, fort, fort mit Dir — in die Hölle mit Dir — Bube — Weh! Was wollt Ihr von mir? — ins Gefängniß! Ich bin nicht schuldig — nicht schuldig! Auf's Rad — auf's Schaffot mit ihm, er — er war's — auch Du, Cäcilie — warum zürnst Du — und wendest Dich von mir? Fluch über Euch, Lügner — es ist mein — alles ist mein, mein — ich gebe nichts heraus — nichts — nichts — nichts!»

Die Worte des schwer Träumenden gingen wieder in bangem Stöhnen unter; der Schla-

fende röchelte, als athme er unter Mörderhänden sein Leben aus; dann folgte ein tiefer Seufzer, und er schlief ruhig fort. Selig überließ sich seinen Gedanken, bis auch ihn der Schlaf wieder überwältigte.

Der Morgen kam, die Freunde schickten sich zur Rückreise an; während des Frühstücks meldete der Wirth, daß der Bericht, den Weimann noch gestern aufgesetzt, schon vor drei Stunden durch einen reitenden Boten an das Kreisgericht abgegangen sey, und Pater Dezelin in seiner Zelle Arrest habe, daß ihn aber ohne besondern höhern Befehl der Pater Prior nicht ausliefern werde.

Theilnehmend erkundigte sich Selig nach dem Befinden der armen Liduschka, der Dorfrichter zuckte die Achseln, und deutete auf die Stirne. «Sie spricht nicht, sie genießt nichts, sie weint nicht, sie ist völlig theilnahmlos an allem, was um sie vorgeht, sie wird wohl tiefsinnig bleiben,» sagte er.

«O Gott, auch diese, auch diese hat er auf seiner Seele,» seufzte der Aktuar, und sah mit tiefbekümmerter Miene lange schweigend vor sich hin. —

„Ich bin fertig,“ sagte der Maler, der indeß dem Wirth die Rechnung berichtigt hatte. Vor der Thüre stand schon das leichte und bequeme Reisefuhrwerk der Freunde; der Aktuar erhob sich, und bestieg den Wagen, Selig folgte, und raschen Laufs führte ihr muthiges Braunroß, von dem Maler gelenkt, die Reisenden der königlichen Kreisstadt Beraun zu.

Der Maler Selig war seiner Heimath wieder zugeeilt; sein Freund hatte ihm versprochen, zu schreiben, und ihm den Ausgang dieser tragischen Begebenheit ausführlich zu melden; allein diese Meldung blieb aus; Selig schrieb einige Wochen nach seiner Zurückkunft selbst an Weimann, aber vergebens hoffte er auf Antwort, der Aktuar schrieb nicht. So verging ein Jahr, und Selig dachte schon seltener an jene Reise; von den Skizzen, die er damals gesammelt, führte er nur einige aus, da andre Beschäftigungen seine Zeit in Anspruch nahmen, und auch jene Ansicht des Klosters S. Benigna blieb ruhig in der Mappe des Malers liegen. Da geschah es, daß ein hoher Gönner Seligs, zugleich ein Kunstfreund, zur Vermehrung seiner Gallerie den Ankauf

mehrerer Originalgemälde alter Meister beschloß, und den jungen Künstler mit dem Auftrag beehrte, auf seine Kosten nach Prag, wo jene Gemälde feilgeboten wurden, zu reisen, an Ort und Stelle deren Aechtheit zu prüfen, und sie sodann käuflich an sich zu bringen.

Selig war dieser Auftrag hochwillkommen, er nahm ihn freudig an, und rüstete sich ohne Säumen, sobald als möglich die Fahrt anzutreten. Jetzt trat wieder lebhaft der Gedanke an seinen Freund, an die Reise mit ihm, und an die traurige Begebenheit, die sie unterbrach, in seine Seele, und er freute sich, jenen unverhofft und hoffentlich angenehm zu überraschen. Er reiste ab.

In Rakonitz, einer kleinen Stadt, keine ganze Tagreise mehr von Prag entfernt, mußte Selig, der mit eigenem Wagen fuhr, übernachten. Er ging in dem Zimmer seines Gasthauses eben überlegend auf und ab, ob er erst nach Prag reisen, dort sein Geschäft vollbringen, und dann einen Umweg über den Wohnort seines Freundes nehmen, oder lieber jetzt die gerade Straße verlassen, und den Freund zuvor aufsuchen sollte, der ihn ja vielleicht in die Hauptstadt begleiten und ihm dort vielfach

nützlich seyn könne, — als der Wirth herein- trat. Wie Selig diesen ins Auge faßte, schien er ihm schon einmal im Leben begegnet zu seyn, und auch der Wirth sah ihn einen Augenblick verwundert an.

»Ganz ergebenster Diener, mein Herr!» begann der Wirth: »Irre ich nicht, so hatte ich schon einmal die Ehre, Sie zu sehen.«

»Es kommt mir auch so vor,« antwortete der Maler; »aber wo war es nur? Halt, ich entsinne mich — in dem Dorfe — wie hieß es doch?«

»In Roth-Lhotka, mein Herr,« ergänzte der Wirth. »Es wird ohngefähr ein Jahr seyn, etwas darüber noch. Sie reisten ja mit dem Herrn Kreisgerichts-Aktuar Weimann, nicht?»

»Ganz recht; Sie waren dort Gastwirth, aber wie finde ich Sie hier?« fragte Selig.

»Es war schon damals mein Plan, den Gast- hof hier zu kaufen,« war des Wirths Antwort; »ich wohne fast ein Jahr schon hier. Was schaffen Ew. Gnaden?«

»Was Sie haben; vor allem eine Flasche Ungar, dann plaudern wir wohl ein wenig.«

Der Wirth enteilte. »Da erfahre ich ja gleich

etwas über jene Geschichte,« sprach Selig zu sich selbst, und nahm Platz an einem Seitentisch.

Es dauerte nicht lange, so wurde vor ihm aufgedeckt; der verlangte Wein erschien, und mit ihm der Wirth, der sich die Verpflichtung auferlegte, seinen Gast zu unterhalten, der zufälligerweise für diesen Abend sein Einziger war.

»Ja, der Herr Aktuar, das ist schnell gegangen,« begann er das Gespräch.

»Wie so? Was ist's mit ihm? Hoffentlich treffe ich ihn wohl?« fragte Selig.

Verwunderungsvoll starrte jener ihn an. »Wie? Sie wissen nicht? Sie kommen wohl — vergeben Sie, daß ich frage, weit her, mein Herr?« fragte er.

»Ziemlich weit,» antwortete Selig lächelnd. »Ich reise nach Prag, und will bei dieser Gelegenheit meinen alten Freund auch wieder besuchen.«

Die freundlichen Gesichtszüge des Wirths nahmen bei diesen Worten des Malers einen ernsten und mitleidsvollen Ausdruck an. »Sie finden ihn nicht mehr, mein Herr,« sagte er: «er ist todt.»

»Todt? wiederholte erschreckt der Maler, und setzte den emporgehobenen Becher unberührt wieder hin; »todt sagen Sie?«

»Nicht anders. Es ist eine traurige Geschichte, man kann nicht recht hinter den Zusammenhang kommen,« äusserte der Wirth. »Sie waren ja gerade in Roth-Lhotka, wie sich das Unglück zutrug. Nach dem dritten Verhör des Pater Dezelin erschoß sich der Aktuar.»

»Er erschoß sich?« rief, vom Staunen ergriffen, der Maler aus, und es fiel ihm mit einemmal das viele Räthselhafte und Düstre im Benehmen seines Freundes bei. Er sah lange nachdenkend zu Boden, dann sprach er zum Wirth: «Erzählen Sie mir, ich bitte Sie sehr, was Sie wissen, und wie mein armer Freund mit dem Mönch in Conflikt kam.»

«Niemand kann Ihnen bessern Bericht darüber ertheilen, als ich,« sprach der Wirth mit gedämpfter Stimme, und sich näher zu Selig hinneigend: »denn ich war ja im ersten Verhöre; aber hier möchten wir unterbrochen werden; wenn es Ihnen gefällig ist, hernach, auf Ihrem Zimmer; es ist nicht für jedes Ohr, und ich erzähle es auch hier Niemand, darf auch eigentlich nicht, aber Sie sind ein Frem-

der, werden keinen Gebrauch davon machen, und, kurz, Sie verstehen mich.«

»Vollkommen; Sie verbinden mich ungemein,» entgegnete der junge Maler, und erhob sich vom Sessel. Die Nachricht, die er so eben erhalten, hatte ihm allen Appetit verscheucht. War Weimann auch nicht der Liebste seiner Freunde gewesen, er hatte den Verstorbenen doch lieb gehabt, ihm manche Gefälligkeit, manchen Genuß gedankt, und nun war er eines solchen Todes gestorben; welche Ereignisse mußten zusammengekommen seyn, welches Unglück so schwer auf ihn eingestürmt und ihn belastet haben, daß er sich zu einem so grausenvollen Entschluß vermocht hatte?

Diese Gedanken beschäftigten Selig, als er sich hinauf in sein Zimmer begab. Nach einer Weile trat der Wirth zu ihm hinein, den Wein nachtragend, und nahm bei seinem Gaste Platz. Was er erzählte, stehe ohne die Zwischenfragen des Malers und ohne die unwesentlichen Erläuterungen des Erzählers in solchem Zusammenhang hier, daß der Leser nicht Ursache habe, das vorhin ausgesprochene Urtheil des Wirths über die traurige Geschichte in

Bezug auf das Ganze bestätigend zu wiederholen.

Nachdem sowohl der Vater Wolny's, Wenzel Slawik, als auch der Pater Dezelin festgenommen worden waren, wurden sie einzeln verhört. Der Bauer erzählte, er habe während der Traurede nebst seiner Frau und Liduschka's Mutter in der Vorhalle der Kirche gekniet, als plötzlich unerwartet und überraschend der junge Bräutigam mit einem angstvollen Gesicht aus der Kirche und an ihm vorüber gestürzt sey; in diesem Augenblick habe er die Weiber kreischen hören, sie seyen alle drei aufgesprungen, und in die Kirche gelaufen; indem sey auch der Pater aus der Kirche und hinter Wolny hergeeilt, er, Slawik, habe beiden nachgesehen, Wolny sey bei der Tanne auf die Knie gefallen, aber wieder aufgesprungen, als er des Paters ansichtig geworden; dieser habe ihn gleich, wie er ihn erreicht, gepackt, eine Weile mit ihm gerungen, und ihn dann hinab in den Abgrund gestoßen; da sey er, Slawik, vor Schreck ohnmächtig worden, aber daß er recht gesehen, und die Wahrheit berichtet, darauf wolle er das Sakrament nehmen.

Nicht so einfach war die Erzählung des Mönchs, als dieser aufgefodert wurde, wahrheitsgemäße Kunde des Vorfalles zu geben. Mit kühnem, keckem Blick trat er in die Gerichtsstube, nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein Richter. Seine flammenden Augen musterten die Anwesenden, sie fielen von dem Kreisamtmann auf den Aktuar, und weilten auf diesem eine schreckliche Minute lang mit durchbohrendem Ausdruck, so daß dieser unruhig auf seinem Stuhl rückte, anders wohin sah, und in augenscheinliche Verwirrung gerieth; darauf lächelte der Mönch verächtlich, und aufgefodert, zu erzählen, wie es zugegangen, daß Wolny aus der Kirche geeilt, sprach er: «Diesen Buben trieb das böse Gewissen aus dem Gotteshaus. Mit der Kraft meiner Rede erschütterte ich sein verstocktes Herz; ich las in seinen Mienen schon die Angst; er lief davon; ihn zurückzuführen durch fromme Ermahnung, ein treuer Hirte das verlorne Schaaf, eilte ich ihm nach; ich rief, ich bat, aber der Teufel wohnte in seinem Herzen, er hörte nicht meine flehende Stimme, er stürzte sich den Fels hinunter; ich konnte ihn nicht retten.«

»Er stürzte sich hinunter?« fragte der Richter; »hielten Sie ihn nicht am Kleide? Stieß er Sie nicht zurück?«

»Nein, eh' ich ihn erreichen konnte, stürzte er hinab,« sagte der Mönch aus: »ich warf mich an der Tanne nieder, und betete für seine Seele. Aber so geht es, wenn Aeltern die Kinder peinigen. Der arme gute Slawik wollte gar nicht heirathen, man wollte ihm mit Gewalt das Mädchen aufdringen, solche Beispiele der Desperation lassen sich in der Geschichte öfter auffinden.«

»Wie kam es doch, da Sie nach Ihrer Aussage nicht mit Slawik rangen,« gegenredete der Richter, »daß dieses abgerissene Stück Ihrer Stola hinter dem Unglücklichen drein flog?«

Bei dieser Frage erblaßte der Mönch, erblaßte noch mehr, als der Richter ihm das Stück der Stola vorhielt.

»Wer kann das behaupten?» rief er, und seine Augen rollten wilder. Ein Baumast zerriß mir die Stola; im Drang, den Wolny zu retten, hatte ich deß' keine Acht.«

So fuhr der Mönch fort, jede Anschuldigung des Vergehens zu läugnen. Zuletzt stieß er wilde Flüche und schreckliche Verwünschungen

aus, daß man ihn wie einen Verbrecher behandle.

»Nicht Wolny's Tod bringt mich vor dieses Gericht!« schrie er. »Ein Vorwand nur ist er, mich in Haft und Banden zu halten! Hier, hier sitzt der verruchteste Mensch, den je die Erde trug!« — auf den Aktuar zeigend, rief er es aus. »Er, nicht zufrieden mit dem Raube meines väterlichen Erbes, nicht zufrieden, daß die heiligen Mauern mich umschlossen, möchte mich in Kerkeröde begraben, er möchte mich von der Erde vertilgen!« — Staunend saß das Gerichtspersonal bei dieser neuen Wendung der Sache; der Aktuar sprang auf, seine Lippen bebten, seine Glieder zitterten, sein Gesicht überzog Todtenblässe.

»Kennst Du mich, Niederträchtiger?« donnerte der Mönch, und seine kleine Gestalt schien zu wachsen, und sein Gesicht überzog die Gluth des Zornes. »Pharisäischer Hund, wagst Du im Gericht zu sitzen, wo man mich verhört? Freust Du dich darauf, den Stab über mich zu brechen?« —

Der Aktuar vermochte kein Wort hervorzubringen; der Kreisamtmann gebot dem Mönch zu schweigen, aber dieser eiferte fort: »Bei

dem gekreuzigten Heiland! Judas Ischarioth war ein besserer Mann als Du, Elender; er verrieth nur seinen Freund, Du Deinen Bruder! Kain war ein besserer Mann als Du; er tödtete seinen Bruder mit einem Schlag, Du hast mich mit tausend Schlägen getroffen, Du hast meine Seele getödtet, Du hast mich böse, und wüthend, und verworfen gemacht, Du willst mich Preiß geben dem Elend und der Schande! Du hast mich verhaften und hieher schleppen lassen, Du Bube, um Dich an meiner Entwürdigung zu weiden! Du wolltest Deine Freude daran haben, wenn ich, der ich auf mein Haupt die sieben Weihen empfing, daſtände vor weltlichen Richtern wie ein Mörder! Fluch Dir! Millionenfacher Fluch auf Dich! Schandbube! Schreibt es nieder!« rief er mit gebietender Stimme dem Kreisamtmann zu: »Schreibt es nieder. Ich zeihe ihn hiermit der Lüge, ich zeihe ihn des Betrugs, ich zeihe ihn des Meineids, ich zeihe ihn versuchten Meuchelmordes! Siehe, die Stunde der Rache hat geschlagen, siehe, Du hast das Verderben heraufbeschworen über Dein eignes Haupt, indem Du mich verhaften ließeſt! Meinst Du, Dich herauszulü-

gen, meinst Du, ich habe keine Zeugen? Ich habe Zeugen, gültige Zeugen, schwarz auf weiß; verstehst Du das, Gerichtsperson? Edler Jurist, bedachtest Du nicht, daß Deine Briefe Waffen seyen, die Du gegen Dich selbst geschmiedet? Ha, wie er dasteht, der Schächer, der gute Jakob, dem Esau das Linsengericht ins Gesicht wirft, wie er sich verfärbt! Rede, rede, brüderliche Liebe, thue mir den Gefallen, halte eine Rede, Advokat! Du konntest ja den Vater so gut beschwatzen, Du schwatztest ja Cäcilien das Herzchen ab, ist Deine verfluchte glatte Lügenzunge mit einemmal lahm und steif geworden, hast Du des Teufels Maulsperre?« —

»Gerichtsdiener!« rief, heftig mit der Glocke läutend, der Kreisamtmann: »Führt den Pater ab!« — Der Frohn kam mit seinen Gehülfen.

»Ich folge, ha, ich folge!» schrie Dezelin: »So gewiß ich jetzt in den Kerker gehe, so gewiß fährst Du zur Hölle, wo Dein Lohn Dir bereitet ist bei dem Teufel und seinen Engeln!«

Der Akmar war einer Ohnmacht nahe. Er hatte keine Worte in der gequälten, durch des Mönchs Vorwürfe in der tiefsten Tiefe erschüt-

terten Brust. Der Kreisrath hob die Sitzung auf; seine Pflicht gebot, sich des Aktuars zu versichern; er bekam ehrenvollen Arrest auf seiner Stube, und seine Stelle als Protokollführer mußte ein anderer Subaltern interimistisch vertreten. Es fanden nun geheime Verhöre statt, und nach dem zweiten erschoß sich der Aktuar. Was über das trübe Verhältniß Weimanns zu Dezelin zur Kunde kam, die jedoch keine öffentliche wurde und werden durfte, war Folgendes:

Der Aktuar Weimann und der Pater Dezelin waren Brüder. Ihre Erziehung war wahrscheinlich nicht die beste; ihre Aeltern lebten in Hader und Zwietracht; wie ein solches Beispiel auf Kinder wirkt, lehrt Erfahrung nur zu betrübend. Frühzeitig entwickelte sich in beiden Knaben eine gegenseitige Erbitterung und eine Härte des Gemüthes, die eine Folge davon war, daß der Vater den ältern, die Mutter den jüngern Sohn zum auserkornen Liebling machte; daher eine stete Partheiung, ein fortdauernd geführter heimlicher Krieg voll Bosheit, Trotz, Hohn, Schadenfreude und immer wachsende Feindseligkeit. Die Mutter starb, aber nicht mit ihr in des Vaters und des äl-

tern Sohnes Brust die Abneigung gegen deren Liebling, der nun seines Anhaltes beraubt war. Der ältere Bruder versuchte die äusserste Knechtung, das in Haß schon erstarrte Gemüth des Jüngern versuchte den äussersten Widerstand gegen den unbrüderlichen Despotismus, daher tägliche Reibungen und fast tägliche Züchtigungen des jüngern von Seite des verblendeten Vaters, der nur seinem Liebling glaubte, nur ihn für gut und wohlgezogen hielt. So durch himmelschreiende Ungerechtigkeit zu Boden gedrückt, starb der letzte Funke moralischen Gefühls in dem Knaben, er verwilderte auf furchtbare Weise; nichts war ihm heilig und ehrenwerth, Tugend und Sittlichkeit wurden ihm ein leerer Schall, Fleiß und Wißbegier kannte er nicht, und jemehr er abirrte vom Pfade des Rechts, je tiefer wurzelte des Bruders Haß gegen ihn, jemehr wuchs des Vaters Verblendung; Härte und nur Härte war das Mittel, welches versucht wurde, den starren Sinn des jungen Bösewichts zu brechen, aber dieses mußte bei einem solchen Charakter seine Wirkung verfehlen. Einkerkerung, Peitschenhiebe, Hunger, alles wurde versucht, ihn zu zähmen, wie natürlich, alles vergebens. Der

Vater schickte ihn in ein Correktionshaus, dort benahm er sich so gut und arbeitsam, freundlich und gehorsam, daß die Aufseher den armen jungen Menschen bedauerten, und ihn als völlig gebessert zurücksandten. Darauf hatte er nur durch seinen erheuchelten Lammsinn hingearbeitet, kaum über der heimathlichen Schwelle, kannte seine Widerspenstigket keine Grenzen. Mit dem zunehmenden Alter wuchs sein böser Sinn. Eins hätte ihn vielleicht noch bessern können, es wurde aber leider für ihn die Quelle noch tieferer Verworfenheit. Er war in dem Alter, wo die Gefühle der Liebe wie ein seliger Frühlingstraum im Menschenherzen aufblühen, er erglühte für die Tochter eines Nachbars, Cäcilie, ein junges holdes frommes Mädchen, dessen erwachende Liebessehnsucht noch schuldlos umherflog wie eine irrende und girrende Taube über einen stillen Ozean und wieder in ihre Brust zurückkehrte, bis sie des Nachbarsohnes Neigung wahrnahm, der ihr freundliche Huldigungen darbrachte; der Liebe schien die Macht verliehen, seinen wilden Sinn ganz umzuwandeln. Schon begann Cäcilie mehr für ihn zu fühlen, als für irgend einen andern Jüngling; da gewahrte auch der Bru-

der die aufblühende Rose, da nahte er ihr, und riß durch eine Schilderung von seines Bruders Charakter und Lebenswandel die zarte Pflanze der Neigung zu ihm mit der Wurzel aus dem Herzen Cäciliens; er stellte ihn als ein Ungeheuer dar, so daß sie zusammenschrack, wenn sie ihn nur erblickte. — Nun war die letzte Aussicht auf Besserung dahin, der Zurückgesetzte wurde fast wahnsinnig, und der harte, grausame, bethörte Vater, ließ ihn als ganz verrückt in eine Irrenanstalt bringen. Dort blieb er gegen drei Jahre, und litt übermenschlich. Indessen studirte sein Bruder, kam zurück, und wurde Cäciliens Verlobter. Bald darauf wurde sein Bruder aus der Anstalt als geheilt entlassen, ein Wunder war es, daß der Aufenthalt dort ihn nicht unheilbar gemacht hatte. Stiller war er geworden, dumpfbrütend schlich er umher, sein Busen ein kochender Vulkan, sein Anblick dem Vater, wie dem Bruder ein Greul und ein Schrecken. Dem ältern Bruder sollte die erschlichene Liebesblüthe nicht zur Frucht reifen; Cäcilie starb als Braut. Bald nach ihrem Tode wurde die Kasse, die der Vater verwaltete, beraubt, und er zur Verantwortung gezogen, seine Habe unter Sie-

gel gelegt; da verdächtigten Vater und Sohn den jüngern des Raubes, dieser, kaum einer schrecklichen Haft entgangen, bekam Kunde davon; zugleich fand er in seinem Getränk einen Bodensatz, er goß die Flüssigkeit, von der er noch nicht getrunken, ab, und prüfte mit der Zunge die Neige, sie schmeckte süßlich und metallisch, und von doppelter Furcht getrieben, riß er die Siegel ab, nahm, was er in der Eile Werthvolles fand, und floh. Er wußte, daß er dadurch den Verdacht bestätigte, aber er war doch in Freiheit. — Er wurde mit Steckbriefen verfolgt, er mußte sich in Wäldern und Höhlen bergen, wie ein Thier der Wildniß. Verzweiflung jagte ihn umher, Hunger und Blöße entmenschten ihn; heulend, mit den Fingern die Erde aufwühlend, fand ihn einst ein Mönch aus St. Benigna, nahm ihn mit sich, und dort, verpflegt, mit Güte behandelt, kehrte allmählich die fast verlorne Menschheit in ihn zurück; gut wäre es gewesen, wenn er die Erinnerung verloren gehabt hätte. — Er schrieb später, ohne seinen Aufenthalt zu nennen, an seinen Bruder, und foderte ihn auf, das Vatererbe mit ihm zu theilen; er hatte den Tod des gegen ihn so unna-

türlichen Vaters erfahren. Da schrieb sein Bruder fürchterliche Drohbriefe. »Du bist todt,« hieß es darin: »zeige Dich, wenn Dich nach dem Kerker und dem Hochgericht lüstet! Du hast Dein Theil gestohlen, was ich habe, ist mein, verflucht sey der Pfennig, den ich Dir gebe. Du bist enterbt, der Vater hat Dir in seiner Sterbestunde geflucht, Du bist sein Mörder!«

So war das Verhältniß der Brüder, da führte die rächende Nemesis sie einander in den Weg.

Der Vater Wolny's erhielt bald seine Freiheit. Pater Dezelin blieb in Kerkerhaft, sein ferneres Schicksal in tiefem Dunkel. Vergebens würde der Wanderer nach den Mönchen im Kloster St. Benigna fragen, es wurde aufgehoben, die Patres kamen in ein Kloster Prags. —

Schaudernd hörte Selig den Bericht des Wirths, ihm graute vor dem Menschen, der einst sein Freund gewesen war. Früh am andern Tage reiste er ab. — Als er sich Prags Merkwürdigkeiten besah, kam er auch in das Kloster der Elisabethinerinnen; im Garten daselbst ergingen sich mehrere der dort in

Pflege befindlichen Kranken. Ein Mädchen begegnete ihm, stillwandelnd, träumerisch, bleich und verblüht, sie ging vorüber, sie warf auf ihn einen schmerzlichen, ach! einen unvergeßlichen Blick — es war Liduschka.

Der Naturforscher.

Ein Phantasiestück.

Der Naturforscher.

»Also Du kommst, ich erwarte Dich zuverläßig! Das grüne, freundliche Dachstübchen mit der entzückenden Aussicht ist schon für Dich in Stand gesetzt; ich weiß, Ihr Poeten liebt das Hohe, sollte sichs auch nur auf Dachstuben erstrecken. Richte Dich ein, wo möglich ein paar Wochen, noch lieber, Monate bei mir zu bleiben, wir wollen ein Götterleben führen, Du, meine Schwester Luise, und ich, wir wollen ein Kleeblatt der Herzen bilden! O komme doch ja, mein Herzensfreund, der mir so lange fern gewesen, ich sehne mich so warm, so innig nach Dir. Manches wirst Du verändert finden; manches sonderbar und seltsam, aber immer noch das alte, treue Herz, voll Bruderliebe zu Dir! Es erwartet Dich mit offnen Armen

Dein

August Dielke.«

So schloß der Brief eines Freundes an mich, eines Freundes, den ich seit den Universitätsjahren nicht wieder gesehen, mit dem ich aber in jener harmlosen glücklichen Zeit einen innigen Seelenbund geschlossen; aber wie es zu gehen pflegt im Leben, übt erst das Philisterium seine Macht aus über uns, dann tritt Einer nach dem Andern fernab von den vormaligen Geliebten, und nur wenige bleiben treu, nur wenigen vergönnen Zeit, Raum und Verhältnisse, das alte Band festgeknüpft, und durch Besuch oder freundlichen Briefwechsel eine seelenvolle Verständigung zu erhalten. Vor allen andern Freunden dachte ich aber am liebsten und öftersten an Dielke, mit dem ich so ganz ein Herz und eine Seele gewesen war, zu dem mich gleiches Studium, gleiches Alter und nahe Verwandtschaft der Gesinnungen uud Denkungsart, wie ihn zu mir, gezogen.

Viel Seltsames war in dem Charakter meines Freundes, was ihn Andern entfremdete, mich aber um so lieber gewinnen ließ, daher er sich auch desto inniger an mich anschloß. Ein phantastisch-kecker Humor, eine tolle Laune zeichneten ihn besonders aus, und mit Begierde ergriff er jeden Gegenstand, an dem er beides

üben und nähren konnte, und oft gerieth er so tief in eine Idee, in eine selbst geschaffene Wunder- und Mährchenwelt hinein, spielte so seltsame und wunderliche Cappriccios auf der Skala seines unerschöpflichen Witzes, gerieth oft in solch excentrischen Enthusiasmus, daß es kaum möglich war, dem Adlerauge seiner Gedanken zu folgen, und mir manches Mal ganz bange wurde, er möchte was weniges überschnappen. Waren nun auch unsre Ansichten nicht immer dieselben, war ich auch weniger begabt mit Phantasie, verstand ich ihn auch nicht immer ganz, er hing doch mit ganzer Seele an mir, ich war, in Bezug auf Freundschaft, sein Damon, sein Orest, sein Jonathan, sein Alles.

Leidenschaftlich lag er dem Studium der Natur ob; mit einer Wuth, die ihn oft jedes Bedürfniß übersehen ließ, jagte er nach Naturalien; er trocknete Pflanzen, stopfte Vögel aus, skelettirte, sammelte Käfer und Schmetterlinge, Eier, hatte Eidechsen und Schlangen, Frösche und Salamander in großen Gläsern, und fütterte die angenehmen Thierlein jeden Morgen selbst. Mineralien trug er meilenweit zusammen, und hatte er nun irgend eine Seltenheit

erbeutet, oder was noch gewöhnlicher war, um schweres Geld erkauft, mit Schaden eingetauscht, dann war ich jedes Mal der Erste, der seine kindlich-rührende Freude theilen mußte. Und ich theilte sie gern; ich botanisirte mit ihm, wanderte mit ihm über Berg und Thal, und gewann so mit ihm immer lieber die sanfte, herrliche Freundin, die liebevolle Freudenspenderin Natur.

Nur zu schnell schwand das Triennium, ich schied von Dielke; feste, unverbrüchliche Bruderliebe schwuren wir uns beim Abschiede, und correspondirten eine Zeit lang sehr fleißig mit einander. Günstig leuchtete über dem Freunde der Glücksstern; er erbte ein ansehnliches Vermögen, doch allmählig wurden seine Briefe seltner; ich sah nicht ohne Wehmuth das Band der Freundschaft lockerer werden, doch erhielt ich ihm immer ein herzliches Andenken, und freute mich, wenn mir ein günstiger Zufall erfreuliche Kunde von dem Fernen brachte; daß er mir nicht mehr schrieb, schien mir nach und nach minder auffallend; that doch so Mancher ein Gleiches, mit dem ich in den innigsten Verhältnissen gelebt hatte.

ergriff er jedSchon fünf Jahre vergangen, als ein

Brief an mich einlief; die Hand der Aufschrift schien mir bekannt, doch dachte ich nicht gleich an Dielke, und war erfreut und erstaunt zugleich, als ich, schnell öffnend, seinen Namen las. Er überging alle Entschuldigungen, womit oft zum Ueberfluß Seiten gefüllt werden, schrieb, daß er ein Gut gekauft habe, in einem freundlichen Landhause wohne, daß seine einzige Schwester ihm haushalte, daß er ganz der Natur und den Wissenschaften lebe, und daß ihm zur Glückseligkeit nichts fehle, als ein gleichgesinnter Freund.

Herzlich lud er mich ein, zu ihm zu kommen, und den Schluß seines Briefes theilte ich im Eingange dieser kleinen Erzählung mit.

Es war Sommer, die Ferien, denen Lehrer und Schüler hoffend und fröhlich entgegen sahen, in denen alles, was nur irgend kann, hinausflattert auf kleine Reisen, waren nahe, und so war mein Entschluß, der Einladung des Freundes zu folgen, schnell gefaßt. Ich ordnete meine kleinen Habseligkeiten, und trat an einem herrlichen Augustmorgen die weite Wanderung — des Freundes Wohnort lag 20 Meilen von dem Städtchen, wo ich lebte — an. Jenen Brief hatte ich nicht beantwortet,

er sollte mich nicht erwarten, den Ausruf der freudigen Ueberraschung wollte ich von seinen Lippen küssen in inniger, brüderlicher Umarmung.

Und nur noch zwei Stunden waren bis zum Wohnorte des geliebten Freundes, und der heutige Abend fand mich an seinem Herzen; die Sehnsucht, die Freude beflügelten meine Schritte, doch forderte der Körper seine Rechte, und mein gesunder Appetit hieß mich in einem freundlichen Gasthause einkehren, das einladend und verheißend an der Straße lag.

An einem der weiß gescheuerten Tische saß der Wirth mit einem andern Reisenden im Gespräch, ein hübsches Mädchen übernahm die Mühe, mich mit Trank und Speise zu versorgen, und ich legte behaglich ab, und machte mir's bequem.

»Es ist Schade um den Mann, ewig Schade, schloß der Fremde sein Gespräch mit dem Wirthe, indem er Geld für seine Zehrung hinlegte, und von dem Wirthe begleitet, die Gaststube verließ, während die artige Jungfrau mir freundlich servirte. Nach einigen an sie gerichteten Fragen, und ihrerseits höflich gegebenen Antworten trat der Wirth wieder ins Zimmer;

machte sich mit Gläsern zu schaffen, schüttelte den Kopf und murmelte: »Ein närrischer Kauz.« Dann sich zu mir wendend, fragte er, nach Art unterhaltender Wirthe, nach dem Ziele meiner Reise.

»Ich will nach Zehren, zu dem dortigen Gutsbesitzer,« war meine Antwort.

»Zu dem?« dehnte der Wirth; »zu dem?« fiel, ein Lächeln, das ihr recht lieblich stand, unterdrückend, die hübsche Schenkin ein. »Nun?« fragte ich verwundert, ist dabei so viel Erstaunenswerthes? »O nein,« sagte die Tochter: »gar nicht, mein geehrter Herr,« antwortete der Vater, »aber — Herr Dielke ist wohl Ihr Freund?«

»Allerdings,« versetzte ich, und fühlte ziemliches Mißbehagen über die seltsame Art dieser Leute, die Gäste auszufragen.

»Da kennen Sie ihn ja,« nahm der Wirth wieder das Wort, »o ein guter, lieber, scharmanter Herr, ein Vater der Armen, ein Menschenfreund, ein großer Gelehrter.« —

»Ein heitrer Gesellschafter, ein liebenswürdiger Mann,« setzte die jugendliche Hebe erröthend hinzu.

»Ein Naturforscher, der weit und breit sei-

nes Gleichen sucht,« begann der Wirth wieder, »o seine Gärten, seine Sammlungen, da stecken Tausende drin.«

»Wenn er nur nicht« — nahm die Tochter das Wort, und stockte wieder, als ich sie voll Erwartung, was sie an Dielke tadeln würde, etwas fest ansah.

»Jeder Mensch hat seine Eigenheiten, die muß man ihm lassen, zumal wenn sie Andern nicht schaden,« sprach der Wirth, und ein Wink von ihm schloß die Rosenlippen des Töchterleins.

»Der Fremde, der vorhin wegging,« fuhr der Redselige fort, »kam von Ihrem Freunde, er war auch ein Gelehrter, er — doch wer weiß, wodurch er das Mißfallen des Herrn Dielke auf sich gezogen, sie sind hinter einander gekommen und im Unfrieden geschieden.«

Das Gespräch des Wirthes fing allgemach an, mich zu langweilen; ich brach auf, bezahlte, und ging; in der Hausflur stand die Wirthstochter und strickte. »Leben Sie wohl! schönes Mädchen,« sagte ich zu ihr. »Leben Sie wohl, reisen Sie glücklich — und —« setzte sie lächelnd hinzu: »hüten Sie sich, den Farbenstaub von den Flügeln eines

Schmetterlings zu streifen!« Sie hüpfte fort, der Vater machte Bücklinge, und ich ging, voll Gedanken, was diese Leute wohl meinten?

Die kleine Verstimmung, die mich ergriffen, war bald vorüber, heiter zog ich die Straße, bog jetzt in einen Feldweg ein, und sah nach einer Stunde den Kirchthurm von Zehren zwischen Baumgruppen hervorragen.

Noch eine Stunde! dachte ich, und sprach es laut, und höher klopfte mein Herz. Wie wird er aussehen? Wie wird die Schwester mir, wie werde ich ihr gefallen? Des Freundes Schwester! Oft war es mir schon begegnet mit meinen Freunden, daß sie ihrer Schwester erwähnten, da hatte ich denn allemal mich auf die Bekanntschaft gefreut, allemal ein kleines Herzensbündniß gehofft oder geahnet, und war jedesmal bitter getäuscht worden. Brüder sind selten ihrer Schwestern Lobredner, immer malte ich das Bild des Mädchens schöner aus, das des Freundes Schwester war, als dieser es schilderte, und immer fand ich entweder alternde Jungfrauen, oder unschöne Kinder, selten eine, die auch nur flüchtig mich hätte fesseln können, immer hatten die Brüder nur zu

treu geschildert. Mein August hatte nie bei unserm frühern Zusammenleben einer Schwester erwähnt. Wahrscheinlich ist es auch so eine alte Unke, dachte ich, und dachte noch mehr, bis ich den rechten Weg verloren hatte, und in einem anmuthigen Wäldchen fortschritt, wo viele Pfade sich kreuzten, und welches mir jede Aussicht verbarg. Ich war nicht weit gegangen, so kam ein junger Forstmann auf einem Seitenpfade auf mich zu, den ich nach dem Wege fragte.

»Folgen Sie mir,« sprach er freundlich, »Sie sollen Zehren bald wieder sehen. Wahrscheinlich wollen Sie dort einen Besuch abstatten?«

»Ja, ich will zu Herrn Dielke.«

»Ach, Sie sind vielleicht auch ein Naturforscher, wie er?« fragte der Sohn Dianens. »O, es ist ein gelehrter, herrlicher Mann, nur daß die eine Ansicht, die ich eine fixe Idee nennen möchte —«

»Wie?« fiel ich ein, »was hat mein Freund für eine fixe Idee?«

»So, Sie wissen es nicht, nun ich will nicht davon reden, es ist auch nicht der Rede werth,« antwortete der Waidmann, »sehen Sie, hier geht der Fußpfad durch die Kiefern, dort unter

dem Abhange liegt Zehren, das hohe Haus mit dem neuen Dache ist das Gut, mein Weg geht hier links ab, leben Sie wohl!«

Er rief's, und entschwand in die Waldung; immer neugieriger, gespannter und unruhiger setzte ich meinen Weg fort. Die Sonne war dem Untergange nahe, im hellen Lichtschein lag das schöne Thal, durch das ein kleiner Fluß sich schlängelte; hohe Pappeln ragten empor, Alleen und Gärten verrathend; auf den Feldern waren die Garben aufgeschichtet, emsige Schnitter und Schnitterinnen arbeiteten noch, Heerdenglocken erklangen am grünen Abhange des Wäldchens; dieß, und überhaupt das fröhliche Gefühl, nun dem Freunde ganz nahe zu seyn, versetzten mich in die heiterste Stimmung, und lachend dachte ich: Was haben nur die Leute mit meinem August?

Und die Sonne ging unter, da stand ich am Thore. —

Ich ging über den Hof, der von Federvieh wimmelte, auf das Haus zu. War das nicht ein Gackern und Schnattern! Zahme und wilde Gänse, Kapgänse, türkische Enten, Truthühner, Perlhühner, Fasanen, Pfauen, Hühner mit stolzen Kuppen, andere mit langen Feder-

latschen an den Füßen, wandelten in patriarchalischer Eintracht unter einander, Tauben sahen friedlich und neugierig von ihrem Hause, das inmitten des Hofes auf einem Steinpfeiler stand, auf die fremde Erscheinung herab. Weiße und bunte Kaninchen huschten zwischen dem Federvieh umher, naschten von verstreuten Kohlblättern, und machten Männchen, und possierliche Sprünge. Ein zahmer Storch und ein Kranich machten lange Hälse, und ein Hofhund bellte wie rasend, und schien die Kette, die ihn festhielt, zersprengen zu wollen. In der Hausthüre trat mir eine weibliche Gestalt entgegen. O Gott, das war die Schwester. Ein runzliches, blaßgelbes Gesichtchen, verunstaltet durch ein Lächeln, das einen zahnlosen Mund in seiner größtmöglichen Breite erscheinen ließ, das ganze Wesen zwerghaft, verschüchtert, und zu allem Unglück auch verputzt, so war sie, die ich entmuthigt nach Herrn Dielke fragte.

»Herr Dielke sind auf's Feld gegangen,« wisperte sie mit einem feinen Stimmchen; »aber sie werden bald wieder kommen.«

Es ist die Schwester nicht, dachte ich, und holte frisch Athem, Schwestern pflegen nicht

von der Person des Bruders im Plurali zu reden. Eben setzte ich zu neuer Frage an, da rief oben auf der Gallerie eine Silberstimme: »S p h i n x!«

»Fräulein!« quiekte die Gnomin, und sagte, indem sie die Treppe hinauf hinkte: »Folgen Sie mir!«

Ich folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und es fiel mir nur so nebenbei ein, daß die Kleine einen wunderlichen Taufnamen führe, der nicht gefunden wird im Gregorianischen Kalender.

»Hast Du die Parzen gefüttert?« fragte es oben wieder, ehe wir noch oben waren, und S p h i n x antwortete: »Noch nicht, aber gleich; die Lachesis hat mich heute früh gar zu sehr in die Hand gekratzt, aber hier ist ein fremder Herr!«

Ich stand oben vor einer herrlichen, blühendschönen Mädchengestalt, die mich mit holder Grazie grüßte; ich nannte meinen Namen.

»Willkommen, tausend Mal willkommen!« rief L u i s e, und reichte mir mit der wohlwollendsten Herzlichkeit die schneeweiße Hand.

»Kommen Sie herein, mein Bruder wird nicht lange mehr aus seyn; o wie wird er sich

freuen, wie oft hat er mit mir von Ihnen gesprochen!«

Sie öffnete eine Thüre, in ein herrliches Zimmer traten wir, ein Fürst hätte darin wohnen können. Wandhohe Spiegel, englische und französische Kupferstiche, Vorhänge vom feinsten, blendendweißen Mousselin auf Pfeilstäben; eine Standuhr, vorstellend einen antiken Tempel, Vogelbauer, die reich vergoldet waren, gewahrte mein erstauntes Auge, während Luise mich einlud, Platz auf einer Ottomanne zu nehmen, die weich und elastisch die müden Glieder umschloß. Einen Augenblick ließ mich die freundliche Wirthin entschuldigend allein, ich füllte ihn mit einer Betrachtung über das Glück des Freundes, mit einer zweiten über des Mädchens himmlischen Liebreiz aus, da kam sie schon wieder, einen Kredenzteller mit zwei geschliffenen Kelchen in der einen Hand, in der andern eine phiolenähnliche Flasche tragend, aus welcher der köstlichste Tokaier in die Kelche perlte.

»Noch einmal willkommen!« sprach sie mit süßer Anmuth, und hob den Pokal zum Anstoßen.

»Auf das Wohl meiner neuen, gütigen Freundin!« erwiederte ich, und wie ein Harmonika-

ton flog der Klang der Gläser durch das hohe Zimmer.

Sie schenkte wieder ein. »Der Freund, der Bruder soll leben,« sprach ich, »sein Wohl!« erwiederte sie, und stieß an, aber ihre Stimme war bebend und leise, als überwältige sie ein Wehgefühl; im sanften Kornblumenauge schien eine Thräne zu schwimmen. Sie wendete sich ab, sie zerdrückte die Thräne, sie glaubte, ich sähe es nicht, doch der gegenüber stehende Spiegel zeigte mir, was sie verbergen wollte. Aber schnell ergriff sie ein Strickzeug, setzte sich auf einen Mahagonistuhl, und begann ein Gespräch, so anziehend und fesselnd, daß ich kaum hörte, daß der Hof sich mit Leuten füllte, daß die Schnitter heimkehrten von der Feldarbeit. Sie erzählte von ihrem Leben, von ihren Lieblingsbeschäftigungen; wahrlich, ich mußte ein ehrliches Gesicht haben, denn ein wunderbares Vertrauen gegen mich schien aufzusteigen in der reinen Brust der Jungfrau; sie sprach so ernst, so verständig, blickte so freundlich, und in ihren Blicken lag Seele, in ihren Worten lag Geist und Gemüth.

»Sie werden morgen alles sehen,« sprach sie: »was ich Ihnen beschrieb, unsere Menagerie,

unsere Sammlungen, unsern botanischen Garten; ich sage absichtlich unsern, denn August will, daß alles, was sein ist, auch mein seyn soll, obgleich er mir nie erlaubt, zur Erhaltung des Ganzen nur einen Pfennig beizusteuern, weil er meint, es könne ihm vielleicht einst von — sie erröthete, wahrscheinlich wollte sie sagen, von meinem künftigen Gatten, — von irgend Jemand der Vorwurf gemacht werden, er habe mein Vermögen seinem Steckenpferde geopfert, oder dieses damit gefüttert, wie er sich ausdrückt. Wäre nur seine einzige Schwäche nicht, die mich so sorgenvoll —«

Sie würde noch fortgesprochen haben, hätte nicht die kleine Dienerin ihr blasses Antlitz zur Thüre hereingesteckt, und rapportirt: »Jetzt kommen Herr Dielke, aber ich habe nicht gesagt, daß Sie Besuch haben.«

»Laß nur, besorge den Abendtisch,« antwortete Luise sehr sanft, und wie sich die Sphinx zurückzog, trat der Freund im leichten Strohhute, im Sommerkittel und mit heitrer Miene herein. Einen Augenblick sah er mich groß an, dann flog er mit fröhlichem Ausruf in meine Arme. Luise weidete sich, wie es schien, mit

stiller Freude an unsrer Umarmung, und enteilte dann.

»Nun, setze Dich, ruhe aus, trinke und sprich, ich mache mir's bequem, thue desgleichen,« sprach Dielke, indem er den Hut ablegte, und einem Kanarienvogel ein Büschchen gemeines Kreuzkraut in den Bauer steckte, und ihn liebkosend ermunterte, davon zu fressen.

Ich sah mir den Freund an, er hatte sich doch verändert. Seine Gestalt kam mir minder rüstig vor wie ehedem, sein Gesicht war mit einer zarten Blässe überzogen, die ihm einen schwärmerischen Ausdruck verlieh. Sanfter, liebevoller noch, als früher, schien er geworden zu seyn, seine Augen blickten noch hell und lebhaft, aber es war Güte, die sich in ihm versichtbarte, jenes Sprühfeuer des überströmendsten Humors schien verlodert.

»Du wirst Vieles sehen, was Dich wundern wird, lieber Eduard,« sprach er zu mir, indem er an meiner Seite Platz nahm. »Dank sey den Göttern, ich lebe erträglich; glücklich — setzte er mit einem Seufzer hinzu, — ist ja Niemand vor dem Tode. O Serapion!« rief er aus, indem er mich fest an sich drückte. »O goldne Zeit unsrer Jünglingsjahre, kehre

wieder! Freund, wo sind die Wurzelmänner und Alräunchen hin, die wir uns schufen? Wo sind die Wonnetage, die seligen Stunden, in denen wir in phantastischen Träumen so glücklich waren? Hatte nicht der bucklige Rath ein wunderschönes Gartenhäuschen, an dessen Wänden Arabeske sich in Arabeske verlief, wie unsere Tollheiten? Es war doch eine schöne Zeit, als die Salamander noch lebten!« —

Die kleine Gnomin trat ein, plötzlich sprang er auf, faßte sie zierlich an der Hand, neigte sich gegen mich und sagte: »Freund, hier hast Du die Ehre, vor Dir zu sehen die holdselige Fee und Zauberprinzessin Brambilla, die Du hinlänglich aus einem supergenialen Capriccio kennen wirst, die aber jetzt im Joche der Knechtschaft lebt bis zur dritten Verwandlung, wo sie dann auffliegen wird zum Morgenstern, um dort als Peri im Gefolge der Anahid süße Himmelslieder zu singen, und sie heißt jetzt Sphinx Atropos!«

»Herr Dielke belieben zu scherzen, aber der Scherz schmerzt!« sprach die Kleine und entschlüpfte.

»August!« rief bittend Luise, die jetzt eintrat, »sey doch nicht so grausam!«

Der Tisch war gedeckt im Nebenzimmer. Luise, die mir wie ein versöhnender Genius erschien, lud zur Tafel.

August führte mich hinein. Neue Gegenstände des Erstaunens bot mir dieses Zimmer dar. Es war ein Tempel der Flora. Rankende Passifloren schlangen sich in malerisch geordneten Windungen an den Wänden hin; auf Stellagen, die sich bis zur Decke zogen, standen in Scherben die herrlichsten Blumen. Da ragte hoch und stolz die Strelitzia reginae, da rankte die Gloriosa superba, da glühten in reicher Fülle Pracht-Exemplare der Amaryllis, wunderherrliche Eriken, kostbare Pelorgonien standen da und dufteten, und in dem Laube der Schlingpflanzen surrten Dämmerungsfalter, und flogen gegen die Gazefenster. Und der Garten, der unten lag, sandte die süßesten Blumengrüße in Düften herauf.

Wir aßen. »Wo ist Sphinx?« fragte August, als ein andres Mädchen erschien und den Nachtisch auftrug.

»Sie weint,« antwortete Luise mit sanftem Vorwurfston.

»Habe ich sie gekränkt? o das thut mir leid,« sprach Dielke wehmüthig, »arme Sphinx,

ich will ihr morgen eine Freude machen.« Er aß nicht mehr, stand auf, und wandelte unter den Blumen.

»Sie sollen über Alles Aufschluß erhalten,« flüsterte Luise, sich zu mir biegend, der ich voll Entzücken das süße Wehen ihres Athems an meinen Wangen fühlte, und Seligkeit in ihren Augen trank.

»Ich lasse Dich allein für heute,« sprach August, indem er sich zu mir wandte, »ich bin in den Abendstunden ein schlechter Gesellschafter, es wachen in meinem Herzen so viele Klänge der Wehmuth auf, die Nachtigallenlieder eines verlornen Paradieses — daß ich unfähig bin, zu unterhalten. Gute Nacht!« Er küßte mich herzlich, küßte Luisen, und ging.

»Ist August krank?« fragte ich sie, die ihm einen wehmüthigen Blick nachsandte.

»Er war es sehr,« antwortete sie bewegt, »Sie sollen Alles erfahren, Sie haben ein Recht auf sein, auf mein Vertrauen. Es hat ein tiefer Schmerz in sein Leben eingeschnitten, und die Harmonie seines Innern schrecklich zerstört, hat den Leib gebeugt und den Geist verwundet. O, mein armer Bruder!« Sie drückte das Tuch an die Augen und weinte still.

Ich schwieg theilnehmend, denn ich fand keine Trosteswarte. Gott, dachte ich, was muß es seyn, das diese Blüthe kräftiger Natur brechen, meinen lebensmuthigen, fröhlichen Freund so verwandeln konnte? —

Was war das? Ein Accord — noch einer — Melodie des Himmels! Auf einer Harmonika ertönte der sanfte Choral: Nun ruhen alle Wälder.

Luise stand mir nahe, ich lauschte, ich faßte ihre Hand, ich drückte sie leise, sie erwiederte den Druck, und ein Seufzer hob ihren Busen. »Er spielt, es ist wieder Friede in seiner Seele,« sprach sie, und wir lauschten, bis die Töne verklungen waren.

»Sie werden ermüdet seyn,« nahm sie dann das Wort, »der Bediente soll Ihnen Ihr Zimmer zeigen.« Sie zog eine Klingelschnur. Gern hätte ich noch ihre Gesellschaft genossen, hätte gern noch länger mit ihr gekoset, aber durfte, konnte ich widersprechen?

Der Bediente erschien mit zwei brennenden Lichtern, sie reichte mir freundlich die Hand zur guten Nacht, ich zog sie an meine Lippen, und gi g. Ueber eine lange Gallerie führte mich der Bediente, endlich öffnete er eine Thüre,

ich folgte ihm in ein nicht großes, aber geschmackvoll meublirtes Zimmer, an welches ein niedliches Schlafkabinetchen stieß. Von Blumenduft war das Zimmer erfüllt, es hatte die Aussicht in den Garten, der Bediente schloß die offnen Fenster und ging, als ich seine Hülfe beim Auskleiden abgelehnt.

Ich löschte die Flamme der Alabasterampel, ich legte mich nieder, weich und kühl umfingen die schwellenden Kissen des schneeweißen Bettleins die müden Glieder. Behaglich streckte ich mich aus, aber schlafen konnte ich nicht.

Luise, und immer Luise war es, die ich dachte, und das Bild des kranken Freundes schwebte mir vor, vom Flor einer stillen Melancholie überhangen. Es wurde mir zu heiß, ich mußte noch einmal frische Luft schöpfen, ich stand auf und zog das grünseidne Rouleau, da lag der Garten in abendlicher Pracht unter mir, da stieg der Vollmond herauf, und goß mit seinem Silberlicht die Blumen, schlank und hoch ragten die Alceen mit ihren vollen Rosenblumen empor, die Ipomöen, hoch aufrankend an Riesenstangen in pyramidalischer Form, schlummerten, aber die Violen der Nacht hauchten Duft. Wandelte dort nicht eine weiße Ge-

stalt im Laubengange der Tapetenrosen? Jetzt trat sie aus dem Laubdunkel, jetzt bog sie sich nieder zu Blumen, die ich nicht erkennen konnte, aber mir war, als sähe ich wandeln die Tochter Linné's in der warmen, herrlichen Sommernacht, wie sie die Blüthen des Tropäolum leuchten sah mit phosphorischem Glanze; wollte Luise auch das Blumenwunder erschauen, oder belauschte die Jungfrau die Hymenäen der Kinder Flora's? — Und sie richtete sich wieder auf, und verschwand im Dunkel der Philadelphus- und Viburnumsträucher.

»War es denn wirklich Luise?« fragte ich mich, und was that sie noch so spät im Garten? Harrte vielleicht dort, wo sie verschwunden war, ein glücklicher, begünstigter Freund, und trank in der lauschigen, verschwiegenen Syringenlaube den Honig ihrer Küsse?

Ach, lächerliche Eifersucht! was wollte ich denn? Sollte sie sich denn gleich in meine kleine Person verlieben? Ich war vom Fenster hinweggegangen, hatte das Bette gesucht, und schlummerte endlich, von wunderlichen Phantasmen umgaukelt, von Mährchenbildern umflattert, in eine noch phantastischere Traumwelt hinüber, in welcher sich das heute Erlebte mit

excentrischen Ideen der regellosesten Einbildungskraft auf ergötzliche bald, bald auf drückende Weise, mischte. Da war Luise eine prächtige Atalanta, der ich nachflog, als Apollo, aber wie sie sich niederließ auf den Blüthen der amethystfarbigen Mannstreu, da hörte ich einen wehklagenden Ton, und unter uns saß die kleine Dienerin zur Todtenkopfsphinx verwandelt, und August irrte als Trauermantel zwischen den Passionsblumen und den brennendrothen Lobelien; und wie ich der Atalanta ganz nahe war, lispelte aus dem Kelche einer Tigerlilie das schwirrende Stimmchen eines Lilienhähnchens: »Hüten Sie sich, den Farbenstaub von den Flügeln eines Schmetterlings zu streifen!« und das Schelmengesicht des Mädchens im Gasthofe hob sich in wunderlieblicher Verkleinung aus der Blume empor, und wie ich nach ihr blickte, war die Atalanta verschwunden, aber es kam ein Schröter dahergesummt, der packte mich in seine Hörner, und trug mich weit fort, in ein Chaos voll wirrer Gedanken. — —

Der herrlichste Sommermorgen war angebrochen, ich hatte lange geruht, rasch kleidete ich mich an, der Bediente erschien wieder, und sagte,

daß Herr Dielke und Fräulein Luischen mich im Garten erwarteten, um unten den Kaffee einzunehmen. Er geleitete mich die Treppe hinunter, öffnete die Hinterthüre, die gleich zu dem Garten führte, deutete links einen langen Gang hinab, und ließ mich allein. Zur rechten Hand eine Reihe duftende Orangen-, Oleander-, Granat- und Jasminbäume, die ich nie in so üppiger Form und Größe gesehen, zur Linken ein Zwergobstspalier; an einer Wand des Hintergebäudes ging ich langsam den Gang hinunter, da hemmte eine neue Erscheinung meine Schritte. Das Spalier hatte ein Ende, ein Rundel zeigte sich, ich hörte Vogelstimmen pfeifen, zischen, kreischen, hörte Ketten rasseln, und stand vor einer kleinen Menagerie. Rundum hingen Ringe, und standen Käfige, an und in denen Papageien auf und ab kletterten, der blaue und rothe Aras, Sittiche aller Arten, Kakadu's und bunte Lory's plauderten und schrieen durch einander; unter ihnen waltete mit Futterschüsselchen und Wassernäpfchen die kleine Sphinx, der ich noch immer keinen andern Namen geben konnte. Weinerlich-freundlich bot sie guten Morgen, als sie mich erblickte, und schrie im selben Augenblicke laut auf, denn

durch das Eisendrahtgitter eines Kastens fuhr ein schlanker, haariger Arm, und riß ihr das feine Linnenschürzchen mitten von einander. Ich sahe nun, daß da unten eine Meerkatze und zwei Affen an kleinen Kettchen ihr Wesen trieben, und rasselnd mit mächtigen Sätzen in den Kästen umher sprangen.

»Das sind die drei Parzen, aber die Lachesis ist die Schlimmste,« sprach Sphinx, und zeigte auf die Meerkatze.

»So, so,« sagte ich, lächelnd über die seltsame Art meines Freundes, Namen für Menschen und Thiere zu wählen, und ging vollends den Gang hinab. Luise kam mir entgegen.

»Guten Morgen, Herr Langschläfer!« rief sie lachend. »Freilich die Ermüdung der Reise entschuldigt, und wer wüßte besser, als ein Dichter, daß die Morgenstunde Gold im Munde hat?«

Zutraulich nahm sie meinen Arm und führte mich zu einer Laube, aus welcher mir August herzlich entgegentrat, in welcher nun heitere Gespräche den kleinen Kreis auf das Fröhlichste belebten, während der levantische Trank aus Luisens Hand mir zum Nektar wurde.

Wir wandelten umher im Garten, ich mußte alles sehen, mußte staunen und bewundern. Welche Fülle von Gewächsen in den warmen Beeten, in den Treibhäusern, welche Mannigfaltigkeit in Farben und königlichen Formen? Vieles durfte mir nicht fremd seyn, denn ich hatte schon reiche Gärten gesehen, und war ja mit Vorliebe Botaniker, aber Manches war mir unbekannt, Manches war ich überrascht, hier zu finden, und freudig grüßte ich alte Lieblinge unter Floras herrlichsten Kindern.

»O mein August, wie glücklich bist Du!« rief ich aus. »Ein König wandelst Du mitten in Deiner blühenden Schöpfung, und ein Engel geht Dir zur Seite.«

Es war nicht fade Schmeichelei, daß ich dieses in Bezug auf Luisen sagte, ehe ich bedachte, daß es dafür genommen werden könne, hatte ich's gesprochen.

August seufzte wehmüthig lächelnd, Luise warf mir einen ernsten Blick zu, und sagte, mit dem Finger drohend: »Dichter!«

Die Sonnenstrahlen brannten, wir gingen einer schattenreichen Laube zu, die von der breitblätterigen rankenden Aristolochia Sypho gebildet wurde. Da fanden wir den Gärtner,

einen freundlichen, silberhaarigen Greis, der sein grünes Lederkäppchen zog, und während ich mit Luisen vorüberging, meinen Freund anredete.

»Hierher, werther Gast,« sagte die Huldin, indem sie meine Schritte in die Laube lenkte, wo ein erlesenes Frühstück unser harrte; »hier wollen wir rasten von dem kleinen Spaziergange.«

»Hier bin ich immer so gern,« fuhr sie fort, indem wir uns niederließen, »hier arbeite ich oft, das Laubdach der Sypho läßt keinen Sonnenstrahl durch.« Sie brach ein Blatt ab, legte eine Blüthe darauf, und fragte scherzend, als sie mir Beides überreichte: »Beliebt ein Pfeifchen?« Jene Blüthe hat bekanntlich mit einer kleinen Tabakspfeife große Aehnlichkeit. Ich nahm es dankend, und steckte die kleine Blüthe da, wo ihre Finger sie gebrochen, in den Mund. Wer kennt nicht verliebte Thorheit?

»Sie waren gestern Abend noch spät im Garten?« fragte ich, und sah ihr in die unschuldvollen Augen.

»Haben Sie mich gesehen?« fragte sie unbefangen zurück. »Ja, ich habe noch eine fromme

Pflicht erfüllt. — Einen Kranz gewunden um eine Todtenurne,« setzte sie ernst hinzu, und August trat in die Laube.

»Freue Dich, Luise,« rief er, und seine Wangen waren vom sanften Roth der reinsten Freude überhaucht: »Heute Nacht wird der Kaktus blühen!«

»Ach das ist schön, das ist herrlich!« rief Luise. »Sahen Sie schon einmal die Blüthe des Cactus grandiflorus?«

»Nein,« antwortete ich, »so viel ich auch Blüthen seltner Gewächse sah, nie wurde mir diese Freude zu Theil.«

»Der Gärtner, dessen besonderer Obhut ich die Pflanze anvertraut, hat mich eben davon benachrichtiget,« sprach August. »Er ist gar ein erfahrener, verständiger Mann, Blumist mit Leib und Seele, und doch gründlicher Botaniker dabei, was man nicht allzuhäufig antrifft bei Gärtnern.«

Luise nöthigte zum Essen, und machte die Wirthin mit bezaubernder Anmuth. Unter Erzählungen, Scherzen und Gesprächen über Naturgegenstände verging der Vormittag sehr angenehm. Eins nur fiel mir auf. Während des Frühstücks flog ein Trauermantel in die Laube,

und ließ sich auf einem der vollblühenden Camellienstöcke nieder, die in einem Halbkreise auf Stellagen die Wände schmückten. »Ach, die schöne Antiopa!« rief ich, und nahte leise, sie zu fangen, aber kaum gewahrten es die Geschwister, als Beide wie aus einem Munde: »Halt!« riefen, zugleich fühlte ich mich an beiden Armen gehalten, und der Schmetterling flog davon.

»Hier ist ein Asyl, lieber Eduard,« sprach August, »es darf kein Schmetterling getödtet werden!«

Ich lachte; die Frage, ob die Kohlweißlinge sich dieses glücklichen Vorrechts mit erfreuen dürften, schwebte mir auf den Lippen, aber ein bittender Blick Luisens von mir auf den Bruder, dessen Augen dem Schmetterlinge folgten, der nach einem Bosquet zuflog, — begleitet von einem leisen Händedruck, hielt meine Frage, die vielleicht verletzt hätte, zurück; ich schwieg, und die Warnung der Wirthstochter ward wach in meiner Erinnerung. Luise leitete das Gespräch schnell auf andere Gegenstände, und der Schmetterlinge geschah ferner keine Erwähnung.

Wir gingen in das Wohnhaus zurück, Luise verließ uns, ich bat sie, ferner Gesellschaft zu leisten. »Wenn Sie heute Mittag fasten wollen?« fragte sie, und eilte in die Küche, wo Sphinx mit einer Köchin schon um des Herdes lodernde Feuer geschäftig waltete.

August führte mich in seine Zimmer, mir seine Sammlungen zu zeigen.

Gott, welche Fülle des Reichthums, welche Schätze!

Das erste Zimmer nahm das Mineralreich ganz ein. Wo Worte und Namen finden, die kostbarsten Stufen der Erze, die glänzend geschliffenen Marmortafeln, die unzähligen seltnen Versteinerungen, die Pracht der geschliffenen und rohen Edelsteine zu beschreiben? »Kennst Du das noch? und das und jenes dort?« fragte August, und zeigte auf Mineralien, die er auf der Universität schon besessen, die ich ihm zum Theil gegeben, die wir gemeinschaftlich nach Hause getragen, und so schloß er die Zauberpforten glücklicher Erinnerungen auf, und wir wandelten wieder in den Wonnegefilden einer schönen, ach zu schnell vergangenen Zeit. Und in ein zweites Zimmer traten wir ein. Neue Herrlichkeit, neuer Ausruf der

Verwunderung. In schön fournirten Glaskästen die vollständigste Konchiliensammlung. Welche Mannigfaltigkeit in Größe, Gestalt und Farbenzeichnung! Von der Riesenmuschel bis zur kleinen, kaum sichtbaren Schnecke, die sich in die Poren der Badeschwämme verbirgt, lagen die zahlreichen Gattungen systematisch geordnet vor meinen Augen. O wie spielten die Nautilusschnecken herrliche Farben! Doch zu sehr reißt Erinnerung mich hin, denke ich des Entzückens, das der Freund, der Glückliche mir bereitet. Eines muß ich nur noch anführen, was mein Erstaunen zur höchsten Höhe emporhob, es waren die Schmetterlinge, die in sechs großen Mahagonikästen die Wände eines dritten Zimmers bedeckten.

Da prangten die Horden der Ritter in aller Pracht ihrer wunderbaren Farben, der herrliche Priamus aus Amboina mit Flügeln, die wie der schwärzeste Sammet erglänzten, und in grünfunkelndem Golde glühten; wie ein König stand der dreizehn Zoll breite Riesenschmetterling über den kleinern nicht minder prächtigen Tagfaltern, die die Namen trojanischer Helden führen, während an der Spitze der griechischen Ulysses mit den blauen

Strahlen seiner dunkeln Flügel, und Menelaus standen.

Was Brasilien, was Surinam erzeugt, hier war es vereint, hier waren Schmetterlinge, die in der Glut der tropischen Sonne geliebt und gelebt, die im Schatten rankender Bananen Nektar getrunken aus den Wunderblumen jener Zone.

Mein August war in seinem Elemente; der beredteste Cicerone, zeigte, nannte er alles, was irgend werth war einer besondern Aufmerksamkeit.

»Siehst Du hier die Helikonier?« rief er freudig aus. »Das ist Apollo, das Erato, das Amathusia, ein surinamisches Kind.«

»Dieß ist die Danaidenhorde,« fuhr er fort, »viel Bekanntes unter ihnen, ich will Dich nur auf die hübsche Indianerin, Eucharis, aufmerksam machen. Aber hierher den Blick zu den Nymphen, sieh hier die Jo, die Iris, hier die Juliane aus Amboina!« »O Iris!« seufzte er leise, und fuhr fort mit dem freudigen Selbstgefühl, das der Besitz dieser entomologischen Schätze ihm verlieh, und wozu ihm Kenntniß und tiefe Wissenschaft ein Recht gaben, und nannte mir auch unter den Plebejern im

zweiten Kasten die schönsten; unter ihnen den goldschimmernden Ganymed, die Surinamier Cupido, Clonius und Pyretus.

Jetzt wollte er zu den Dämmerungsfaltern übergehen, da erschien der Bediente und rief uns zur Tafel. Arm in Arm gingen wir, ich fröhlich über das Glück des Freundes, August glücklich, in seiner Einsamkeit Jemand gefunden zu haben, den er mit genießen lassen konnte seine reinsten Freuden. »Du hast mir lange gefehlt, Eduard,« sprach er, und drückte mir liebevoll die Hand. »Ich habe mich oft geärgert über die neugierigen Besucher. Da hören sie, daß ich ein bischen Naturgeschichte los habe, und daß mich Gottes Güte unverdienter Weise mit Segen überschüttet, daß ich mich freuen darf seiner zahllosen Wunder, und da kommen sie nun gezogen von fern und nah, gaffen meine Sammlungen an, rennen durch meinen Garten, schreien ah! ah! und sagen mir Dinge, die ich längst vergessen. Erst gestern war einer da; ich konnte nicht gleich bei ihm seyn; Luisen würdigte er keiner Unterhaltung; was thut er? Er geht in den Garten, fängt in aller Eile einen Machaon, eine Aurora und eine Aglaja, und tritt mir so, die

herrlichen Schmetterlinge mit elender Grausamkeit am Hute befestigt, entgegen. Ich konnte meinen Unwillen nicht bergen, und behandelte ihn kurz. Zufällig sehe ich im Umdrehen etwas Grünes aus seiner Rocktasche gucken, und zupfe heimlich daran; denke Dir, da fördere ich eine Blüthe meiner schönen Melaleuca hypericifolia zu Tage, von der ich nur ein Exemplar ohnlängst erhalten. Empört über diese Niederträchtigkeit gehe ich rascher, und zu dem Platze, wo die Pflanze stand. Richtig, eine Blüthe ist noch daran, die andere fehlt, die Wunde ist mit Erde schmutzig gemacht, um nicht in die Augen zu fallen. »Donner!« rufe ich aus, »wo ist die Blüthe hin? Wer hat die Pflanze verletzt?«

»Fehlt Ihnen Etwas, Herr Dielke?« fragte mit einer Schaafsmiene der Unverschämte.

»Freilich fehlt Etwas!« schelte ich, meines Zornes nicht länger Meister. Die Blüthe meiner Melaleuca fehlt, und Sie haben sie in Ihrer Tasche! Gehen Sie, botanisiren Sie in des Teufels Garten, aber nicht in meinem, Sie — Seelenmörder, Sie Raubkäfer, Staphilinus fur mihi!« — Er lief wüthend aus dem Garten, unten an der Thüre bückte er sich,

und setzte sich noch in den Besitz einer neuen, noch seltenen Mirabilis, die dort in der Rabatte blühte.«

August schwieg; ich merkte daß das der Mann gewesen seyn mußte, den ich im Wirthshause an der Landstrasse getroffen, und konnte meinem Freunde nicht Unrecht geben, denn dem Gartenbesitzer, dem Blumisten, geht das Abreißen einer seltenen lieben Blume durch die Seele.

August führte mich in einen kleinen Gartensalon, wo das Mahl servirt war. Luise empfing uns freundlich, und würzte das Tischgespräch mit Scherzen der Unschuld und des Frohsinns. O, dem Traurigsten mußte wohl werden in der Gesellschaft dieser lieben Menschen, wenn sein Gefühl nicht eingeschneit war und sein Herz nicht erstarrt im Froste der Misantropie.

Und rings die schöne blühende Natur! Da standen malerisch gruppirt im Salon die Lorbeer- und Myrthenbäume, da dufteten betäubend süß die Schuh langen Blüthen der Datura arborea, die ich immer der Fastuosa, die Hoffmanns Erzählung feiert, vorziehe. Da standen hundert Rosenstöcke, immer eine Art

von der andern verschieden, viele noch blühend; hinter ihnen prangten Pelargonien, über diese ragten Azaleen, Eläodendra und prächtige Ibisch-Rosen empor. — Wir hatten abgespeist. August rief nach Champagner.

»Wir wollen fröhlich mit Epernays Schaumwein das Fest des Wiedersehens feiern!« sprach er, »wir wollen den alten Bund erneuen!«

»Und ich sey, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde die Dritte!«

fiel Luise, mild wie ein Seraph, ein.

Die Flaschen kamen, knallend flog ein Kork in das Laubdach zwei hoher Mimosen, die über uns ihre Zweige verschlangen, in die Gläser perlte der Nektar, und sie klangen an einander.

»Treue Freundschaft!« riefen wir zugleich, brüderlich küßte mich August, und Luise neigte mir, frei von kokettirender Ziererei, ihre süßen Lippen zum ersten heiligen Kusse entgegen.

»Treue, ewige, unzertrennliche Freundschaft!« flüsterte ich, ganz Flamme, und küßte noch ein Mal, und die Holde zürnte nicht, ob sie auch erglühend auf den Busenflor niedersah.

August trank hastig, ich wußte von früher her, daß er diesen Wein allen andern vorzog, und dann ausgelassen lustig wurde.

»O heiliger Serapion!« rief er. »O, Luise, o Eduard, ihr Theile meiner Seele, ihr Lebensblüthen meiner Fröhlichkeit, könntet ihr doch immer um mich seyn! O Eduard, warum bist Du ein Schulpennal geworden? Ziehe zu mir, laß Deine Gymnasiastenheerde einem andern Hirten, mache Fidibus von der Grammatik, koche Dir einen Kaffee beim Feuer Deiner Autoren, hier, hier ist das Athenäum, hier wohnen die Götter; unter meinem Dache lebe, laß die Lebensfreuden, die Freuden an der alma mater Deine Selektaner seyn! Dort bist Du nur ein Lehrling unter den Lernenden, hier wirst Du ein geweihter Priester der großen Mutter werden, wie ich!«

»Willst Du mich im Ornate sehen?«

So rief er, und sprang auf und davon.

Noch ein Mal klang ich mit Luisen an. Eine recht selige Freude lag über das wunderholde Engelgesichtchen verbreitet.

»Ich freue mich kindlich,« nahm sie das Wort, »wenn ich den Bruder so recht vom Herzen fröhlich sehe, er ist es selten, und war es

lange nicht, das danke ich Ihnen, lieber Herr Eduard!«

»Lassen Sie das Herr weg, theuere Freundin!« bat ich, indem ich ihre Hand faßte, »lieber Eduard klingt weit schöner; wie selig wäre ich, wäre ich Ihnen lieb!«

»Warum sollten Sie mir nicht lieb seyn, mein Freund?« erwiederte sie, einen strahlenden Blick auf mich heftend, und ich wollte, ermuthigt und überglücklich durch ihre Huld zu ihren Füßen sinken, da trat August wieder zu uns, angethan mit einem kalamankenen Schlafrock, auf dem Haupte ein rothes burschikoses Mützchen, in der Hand eine lange Türkenpfeife.

»So bin ich recht eigentlich in meinem Seyn!« sprach der Heitere, eine neue Flasche entkorkend.

»Siehst Du auf meinem Talar die Flora Japans blühen? Das sind Aijame-Lilien, das ist Fi g'iri, die Volkameria, das die Folei Soo, der japanesische Frauenschuh; hier rankt die Karami-Kadsura Winde und die Luftblume Katang-ging um die Notsjo, die großblumichte Bignonia.«

So schilderte er begeistert, mir bald Vorder-, bald Seitentheile des schönen Schlafrockes zeigend, und ich konnte nicht genug die Gluth der Farben, die Treue der Zeichnung bewundern.

Auch mir brachte der Diener eine Pfeife, Sphinx räumte ab, und erschien bald wieder mit Tassen und Kaffee, und August hörte nicht auf, die Schwärmer und Raketen seines unerschöpflichen Witzes loszulassen.

»Kaffee, ich preise Dich!« rief er lachend aus: »Lebensöl der zarten Frauenseelen, Panazee des Katzenjammers, Vorbau der Trunkenheit, ich will Dir ein humoristisches Epos singen! Kaffee und Champagner, welche Gegensätze; jener ein feuriger Elementargeist, ein Salamander, aber nicht ein Gluthen löschender, ein Gluthen entzündender, Du eine sanfte Undine, ein Wellenmädchen; Du ein stiller Werktag, jener ein seltner fröhlicher Festtag, eingeläutet von Harmonikaglocken der Lilienkelche! Kaffee, ich möchte Dich der freundlichen Aster vergleichen, wenn ich in Dir, Champagner, eine brennende Fackeldistel erblicke, und wenn ich einst die Rebe von Epernay auf mein Grab zu pflanzen, testamentlich verordne, so soll sie sich um die immergrüne Pyramide

des Kaffeebaumes von Yemen schlingen! Eingeschenkt Luise! kredenzet den Lieblingstrank der Frauen und Mädchen, ich versorgte den Freund mit der Flamme, gieße Du in des Lebens flackernde Lampe der Bohnen von Mokka mildes Oel!«

So ging es fort, und hinauf zu der Mimosen blühenden Trauben wirbelten blaue Wölkchen des Tabacks von Puerto-Rico. Zufällig entfaltete meine Hand einen Fidibus — — — Wie soll ich Dir, Leser, schildern, was mich mit dem tiefsten Unmuthe erfüllte? Hast Du schon einen Fidibus gedruckt gesehen? Hier ist das Fragment:

pilio

Classe

e, Verwand

aren Eigenscha

chrieben, und in
, Kupferstichen, nach

gebildet

ann Rösel,

ahlern.

y dem Verfasser.

h Fleischmann.

Also ein Titelblatt von Rösels von Rosenhof herrlichen Insekten-Belustigungen, dem Schatze und der Freude aller Entomologen! Welcher Vandalismus, welche gottheillose Profanation.

Der Schreck lähmte mir die Zunge, ich hatte ja noch heute den Rösel in dem Zimmer, wo die Schmetterlinge hingen, liegen sehen. Ich mußte mich überzeugen.

»Ich komme gleich wieder,« sprach ich zu August und Luisen, und eilte die Treppe hinauf, über die Gallerie, in das Zimmer, das ich offen fand, hinein. Wie ich so hastig die Thüre aufreiße, sehe ich Sphinx friedlich sitzen, die heftig zusammenschrickt.

Papierschnitzel bedecken den Tisch.

»Machen Sie diese Fidibus?« frage ich ernst, und meine Hand greift nach dem Bande von Rösel, der noch auf der alten Stelle liegt.

»Ja,« antwortet sie kleinlaut; »aber es ist kein schönes Papier.«

Wie ich das Buch aufschlage, sehe ich auf den Kupfertafeln die Schmetterlinge — künstlich herausgeschnitten!

»Blendwerk der Hölle! Träume ich?« rufe ich wild; »wo sind die unnachahmlichen Kupfer?«

»Da, und dort, und dort,« grinst Sphinx; »aber nicht alle,« und sie deutet auf die prangenden Kästen.

»Was?« rufe ich, und ein Gedanke, den nur zu denken, mir heller Wahnsinn scheint, durchzuckt mein Gehirn; »was? die Schmetterlinge wären —

»Papier,« ist die ruhige Antwort der Zwergin, und das aber ihres Nachsatzes überhörend, trete ich auf einen Stuhl, und betrachte die wunderprächtige Sammlung. »O heiliger Gott, alle, alle die schönen Schmetterlinge Papier, und mit Stecknadeln angesteckt!«

»Die habe ich alle ausgeschnitten,« piepte Sphinx zu mir herauf, »aber Herr Dielke haben mir es erst gewiesen.«

»Daß Ihre Hand schwarz geworden wäre!« rief ich grimmig, und sprang zu einem andern Kasten, in welchem die seltenen Ritter waren. »Die sind doch nicht aus dem Rösel und doch, o Polhöhe der Narrheit, doch sind auch diese herrlichen Schmetterlinge gemalt!« rief ich.

»Die sind dort heraus,« antwortete Sphinx; »aber ich habe unten zu thun,« und sie enteilte, auf einige Quartanten zeigend.

Ich schlug die Bücher auf, und glaubte, es würde mir ein Dolch ins Herz gestoßen, es waren Clerks ewiges Pracht- und Meisterwerk: Icones Insectorum rariorum. Holm, 1759, und das königliche Werk von Esper. Da waren der Priamus, der Ulysses, da alle die seltenen Trojaner und Achiver her. Höher konnte die Barbarei nicht getrieben werden, und wie Schuppen fiel mirs nun von den Augen, was die Leute gewollt hatten mit ihren Aeußerungen über August. Das war die Grille, das die fixe Idee; mein theurer heißgeliebter Freund war — wahnsinnig. Ach, da wich mein Zorn einer tiefen, unaussprechlichen Wehmuth, da starrte ich gedankenlos in das zerstörte Prachtwerk, und auf die Blätter fielen heiße, brennende Thränen.

»Wo bleibst Du denn, Eduard?« rief Augusts Stimme hinter mir, und ich fühlte mich von seinen Armen umschlungen, und er drehte mich um und sah, was ich verbergen wollte, den ungeheuern Schmerz — um ihn.

»Was Teufel ist Dir denn? Thränen? alter Herzensfreund, sprich, rede, was bewegt Dich so?«

»O August!« sprach ich gepreßt, und schloß ihn in die Arme und rang nach Worten, ihn schonend auszuforschen. Er errieth mich.

»Ich lese im Innersten Deiner Seele,« sagte er, »beruhige Dich, es ist nicht so schlimm mit mir, wie Du glaubst; komm, komm, Luise hat Dir eingeschenkt!« — Er zog mich mit sich fort, seine Worte beruhigten mich in etwas, doch wußte ich nicht, was ich von all' dem denken sollte.

Ich nahm wieder Platz an Luisens Seite, August stopfte sich eine frische Pfeife, zündete mit vielem Gleichmuth einen Rösel-Fidibus an der Flamme der Spirituslampe an, und begann sich folgendermaßen auszusprechen, während ich mit wachsendem Erstaunen, Luise mit immer zunehmender Besorgniß ihm zuhörte:

»Du weißt, mit welchem Enthusiasmus ich dem Studium der Entomologie mich hingab, Du hast mich oft auf meinen Jagden und Streifzügen begleitet, und manchen seltenen Käfer, manchen schönen Schmetterling dankten meine Sammlungen damals Dir; Du weißt, welche Summen ich auf Bücher über das Fach der Naturwissenschaften wendete, und

mußt nun, nach dem, was Du gesehen, mich wenigstens für toll halten, wofür ich auch bei Vielen gelte.«

»Ein Ereigniß,« fuhr er fast tonlos fort, »ein schmerzliches, entsetzliches Ereigniß — ungern wecke ich daran die Erinnerung, die nur zu oft wie ein Gespenst zu mir tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit, die den Schlaf mir stiehlt, meine Träume vergiftet, und, eine Aqua Toffana, an meinen Tagen zehrt — hat mich zu dem Schwur vermocht, keinen Schmetterling zu tödten, hat mein Nervensystem so krankhaft gestimmt, daß ich ohne Zorn und innern Krampf auch keinen von Andern tödten sehen kann.«

Er schwieg, that einige Züge aus der Pfeife, blickte aufwärts, indem er sich in den Sessel zurücklehnte, und sprach weiter:

»Schmetterlinge sind Seelen in zarten Staubhüllen, ja unsterbliche Seelen! Das wußten die alten weisen Griechen wohl, darum hatte ihre schöne und reiche Sprache nur den einen Namen für beide, darum mußten sie Symbole der Auferstehung und Unsterblichkeit werden. Holde Silphiden wallen sie dahin im flatternden Schweben, entfesselten Blüthen gleich und

den Blumen verschwistert, die sie küssen, deren Farbenpracht und sinnvolle Schöne nur wunderbarer und herrlicher noch im Puppengrabe geheimnißvoll den leichten Schwingen entblühte!«

»Wahrlich, dazu schuf der Vater diese lieblichen Kinder des Lenzes und des Sommers nicht, daß der Mensch mit grausamer Hand mordend eingreife in ihr Blüthenleben, in ihr Leben voll Lust und Liebe, daß er die Psyche zwinge, zu verlassen den schönen Leib, in welchem sie einer, ach! so kurzen Seligkeit sich erfreute.«

»Und weißt Du« — wandte er sich jetzt gegen mich: »ob nicht jene uralte Lehre von der Seelenwanderung dennoch wahr ist, wie sie auch bezweifelt worden? Was da lebt, muß beseelt seyn, und sollte der Lebensodem, das psychische Prinzip, der Stoff, der in höchster Potenz Gott selbst ist, der ewig und unwandelbar thätig ist nach allen Richtungen, ein urkräftiges Centralfeuer, sollte der aufhören zu seyn, wenn die Hülle zerfällt, an die er gebunden war, und kann er aufhören zu seyn? Giebt es keine Vernichtung im Ringe der Körperwelt, ist Tod und Verwesung ewig nur ein

Auflösen, eine chemische Zersetzung, eine Metamorphose des tellurischen Stoffes, der dort als Atom im Aether schwimmt, im Sonnenstrahl flimmert, dort als Pflanze aufgrünt, dort als unsichtbare Welt den Wassertropfen bevölkert, — wie sollte das lebendige Leben, wie sollte die Seele Vernichtung finden?«

»Aber,« warf ich ein: »wer sagt Dir, vorausgesetzt, Deine Meinung sey die richtige, ob es nicht ein Glück ist, für die Seelen Deiner Schmetterlinge, in die Körper höher organisirter Wesen schneller einzugehen, und der Tod eine Wohlthat?«

»Wie?« rief er mit flammenden Blicken: »das kann Dein Ernst nicht seyn, ist auch nicht Dein Ernst. Die Natur geht stufenweise ihren ewig-heiligen Gang, nur der Mensch, der kalte, herzlose Räuber unterbricht sie in ihren segensreichen Wirkungen; so ohnmächtig, nicht dem kleinsten Wesen Leben aus eigner Macht zu verleihen, opfert er Leben zu Tausenden hin. Und wie Glied in Glied sich schlingt in der großen Kette der Erschaffenen, wie immer vollkommener die Geschöpfe im Bau ihrer Körper werden, der im Menschen das Abbild der Gottheit genannt wird, so auch die Seelen,

die die Thiere beleben, werden vollkommener, bis sie im Menschen zum Geist aufblühen, der sich zur Gottheit erhebt, und zwischen Thier und Engel steht!«

»Und wie alle Stoffe sich in irgend einer Beziehung verwandt sind, wie sie sich anziehen und abstoßen, und getrennt, neue Verbindungen eingehen, so müssen es noch vielmehr die psychischen Kräfte seyn, ja, die Seelen sind alle verwandt, denn sie sind alle nichts, als der Odem der Allmacht, sind alle nur ein unsichtbarer Ausfluß einer ewigen, unerschöpflichen und unergründlichen Lebensquelle.«

»Ja, auch Du, Doris!« rief er laut, und seine Augen sahen wieder starr und mit einem unheimlichen Ausdrucke empor: »auch Du warst ein schöner, herrlicher Silphe, auch Du lebtest ein zartes Blüthenleben, verwandt war Deine Seele den holden Wesen, die sich im Lichte baden, und Dein Geist den Engeln verwandt; und ich — ich habe Deine Seele verwundet, sie ist im Schmerze verblutet, und ich lebe noch, o, ich lebe noch!«

Dumpf und schrecklich stieß er die letzten Worte hervor, fuhr sich mit beiden Händen in das dunkle Lockenhaar, wollte aufspringen,

und sank auf dem Sessel in tiefe Ohnmacht zusammen.

»Das habe ich gefürchtet,« rief Luise unter Thränen, und eilte ihm mit ihrem Flakon zu Hülfe; erschrocken und betäubt fand ich kaum Kraft, sie zu unterstützen.

Welch einen Schatz hatte August an dieser Schwester; wie sanft und mild, und wie besonnen war sie um ihn bemüht, sie brach nicht aus in ungebändigten Schmerz, sie holte alles herbei, was Noth that; mit Hülfe des Bedienten trug ich den Kranken auf ein Ruhebett, und nach einer Viertelstunde schlug er unter Luisens zärtlichen Bemühungen die Augen auf. Freundlich bat mich das Mädchen, für das mein Herz, seit ich es gesehen, in glühender Neigung schlug, mich einige Stunden einsam zu unterhalten, indem August der ungestörtesten Ruhe bedürfe, und nach solchen Erschütterungen seines Gemüthes ausser ihr nicht gern Jemand um sich sähe, und ich ging, selbst tief erschüttert, von Trauer erfüllt, in den Garten.

Es war nicht Wahnsinn, was meinen August beugte, es war nicht Melancholie, denn er konnte ja heiter seyn, aber was stand ihm

bevor, wenn diese Idiosynkrasie Meisterin seines Lebens wurde? Vergebens sann ich, einen Zusammenhang in seiner Idee, die Schmetterlinge aus den Büchern zu schneiden, und seinen Worten zu finden, und doch war, was er gesprochen, wenn auch nicht klar und nach philosophischen Normen entwickelt, doch auch nicht das leere Gewäsche des Wahnsinns. Er war mir unbegreiflich. Da, wie ich in einem düstern Schattengange sinnend wandle, den Akazien, Citisus- und Schneeballenbäume bilden, mit Coronillen- und Philadelphusgesträuch untermischt, da überrascht mich plötzlich auf einem kleinen Rasenplätzchen, von Trauerweiden tief überhangen, ein ernstes Monument von kararischem Marmor. Auf dem Deckel der Urne, um die ein frischer Blumenkranz hing, stand ein goldner Schmetterling. Auf der Vorderseite des Denkmals war nur das Wort: Theodoren, eingegraben, die andern drei Seiten schmückten Emblemata des Todes und der Auferstehung. Trauer und Hoffnung reichten sich die Hände, über ihnen flog ein Schmetterling empor. Ich setzte mich auf eine Moosbank, vor welcher, wie rund um das Monument Xeranthemen, Gnaphalien und die Pur-

purköpfchen der Gomphrena globosa, der schönsten unter den Immortellen, blühten, und dachte an August und Luisen, und an die Verheißung der Letzteren, daß ich noch alles erfahren solle. Schattig und kühl war das Plätzchen, die Blätter der babylonischen Weide säuselten leise, eine Grasmücke saß im Gebüsche und sang. Luise, dachte ich, o wärst Du mein, Luise; und ich schloß die Augen, und schlief ein, und träumte von ihr. — —

In Folge des genossenen Weines war mein Nachmittagsschläfchen ein ziemlich festes und anhaltendes geworden, von einem seltsamen Nasenkitzel zum Niesen gebracht, erwachte ich, und sah August und Luisen lachend vor mir stehen, der Erstere hatte mich mit einer Celosia cristata gekitzelt. Sein Gesicht war etwas verstört und bleicher als zuvor, Luise war still, heiter und mild wie immer. Wir gingen, den heutigen Vorfall nicht erwähnend, in das Haus. —

Es war acht Uhr, die Abendtafel aufgehoben, zum Gartensalon rief uns August zur Begleitung, wir folgten ihm erwartungsvoll. Da stand der alte Gärtner im Sonntagskleide, wie ein Tempelpriester vor dem Heiligthum, da

öffnete er mit zitternder Hand die Thüre, da strömte uns ein Glanz von fünfzig Kerzen entgegen, Lämpchen flimmerten durch das Grün der Mimosen, auf einem Altar stand die Königin nachtblühender Blumen, die Freude des Gärtners, die Wonne Augusts, der herrliche Cactus grandiflorus!

Drei Knospen hatten die Stachelschlangen des Stammes getrieben, schon hatten die grünen, weißhaarigen Schuppenhüllen sich zu erschließen begonnen, drei herrliche Blüthensonnen waren im Aufgehen.

Stumm standen wir, versunken im Anschauen, und athmeten entzückt den feinen Vanillenduft, der das geräumige Zimmer durchwallte.

Und höher hoben sich der Kelche zahllose Goldstrahlen, und sichtbarer wurde der Silberkronen Lilienweiße, nur im leisen Flüstern ward unsre Bewunderung, unser Staunen, unser Entzücken laut. Der alte Gärtner stand, und sah unverwandt auf seine holdesten Pflegekinder, er betrachtete sie mit scheuer Ehrfurcht, er hielt sein Mützchen in den gefalteten Händen, in seine Freudenthränen schimmerte der Lichtglanz, und seine bebenden Lippen schienen

dem Schöpfer dieser Herrlichkeit eine kindlich-fromme Huldigung darzubringen.

»Wie schön, wie wundervoll, wie unaussprechlich herrlich!« flüsterte Luise mir zu, indem sie sich neben mich setzte.

»Die Blume ist ein verkörperter Engel, ein Meisterstück der Natur, ein Wunder der Allmacht,« bemerkte August.

»Sie weckt die Ahnung des Unendlichen, sie trägt die Psyche zur ewigen Heimath empor, sie schließt eine neue Welt voll wunderbarer Geheimnisse auf,« sagte ich zu den Geschwistern, und dann schwiegen wir wieder, aber durch verklärte Blicke sprachen selige Gefühle.

Hinter uns standen die dienenden Hausgenossen und Gartengehülfen, denen August den seltnen Anblick nicht mißgönnen wollte; Sphinx wandelte schweigend und geisterhaft umher, und putzte die Lichter. Allmälig entfernte sich die Dienerschaft, Luise kredenzte Wein. Leise stießen wir an, als wagten wir nicht, die heilige Tempelstille zu entweihen; auch der alte Gärtner trank mit uns.

Die Stunden flogen; sichtbar bogen die Strahlen der Kelche sich zurück von den Kronen, die, silberne Blüthenbecher, den goldenen

Reichthum der Antheren in sich schlossen. Süßer strömte aus dem tiefen Grunde des Blumenbodens der prangenden Blüthen heiliger Lebensodem als wunderbares Arom, und umfing die Sinne wie Schmeichellüftchen des Paradieses.

Sinnend sah August die Blumen, die bald die höchste Höhe ihrer unbeschreiblichen Schönheit erreicht hatten, an, und sagte dann weich und wehmüthig: »Schön seyd ihr, Blumensonnen der Nacht, aber die Sommernacht, die euch wach küßt, nimmt eure prangende Herrlichkeit auch mit hinweg; ihr blühet, um schnell zu sterben.«

»Ihr könnt noch bleiben,« sagte er zu Luisen und mir: »ich will jetzt gehen, jetzt, und die Erinnerung des Aufblühens mit mir hinwegtragen, vielleicht träume ich von meiner Kaktusblüthe, und einer schöneren noch, die in elysischen Gefilden lebt und blüht, der sich die Passifloren meiner Erinnerung und Wehmuth sehnsüchtig nachranken. Gute Nacht!«

Er ging, wir saßen schweigend, fernher aus seinem Zimmer drangen der Harmonika melancholich-süße Molltöne, drang seine reine Metallstimme, und die weiche, klagende Melodie des Liedes: Wie sie so sanft ruhn.

Lange saßen wir, Luise und ich, stumm bei einander; wie ich umblickte, bemerkte ich, daß der Gärtner hinweggegangen war, daß auch Sphinx uns verlassen hatte.

Luise seufzte tief; ich ergriff ihre Hand, ich wagte, sie nach der Ursache dieses Seufzers zu fragen.

»Ich dachte an meines guten Bruders glückliche Blüthenzeit,« antwortete sie, »ich dachte daran, daß seine Lebenssonne sich so früh neigt. Ich will Ihnen die traurige Geschichte erzählen, damit Sie ihn ganz begreifen; ich weiß, Sie werden ihm Ihre Theilnahme nicht versagen.«

Das herrliche Mädchen ließ mir willig ihre Hand, die ich gefaßt, und begann mit dem Ausdrucke des reinsten und kindlichsten Vertrauens:

»Theodore hieß die Tochter des Predigers in dem Orte, wo unsere Eltern lebten, und August faßte bald nach seiner Zurückkunft von der Universität für das aufblühende Mädchen die glühendste Neigung. Denken Sie sich einen Engel, jeglichen Liebreizes voll, ein Mädchen, der auf den ersten Blick jedes Herz zufliegen mußte, voll zarter Empfindung, voll

Geist und Gemüth, dabei den liebenswürdigsten, sanftesten Charakter, die Güte, die himmlische Güte selbst, denken Sie sich Theodoren so, und es ist immer nur ein schwaches Bild des holdesten weiblichen Wesens, das je die Erde trug, was Sie sich von ihr entwerfen können. Sie und ich, wir waren ein Herz und eine Seele, sie stand hoch über mir in geistiger, wie in sittlicher Ausbildung, aber sie stieg herab zu meinen Begriffen, sie zog mich hinauf zu ihrer Höhe, o wie vieles habe ich ihr zu danken! Sie erwiederte Augusts zärtliche Liebe, ich war die Vertraute ihres innigen, seelenvollen Verständnisses, ich war glücklich in der Liebe Beider. O, warum mußte so schnell dies Eden seliger Tage verblühen?«

»Eine Schwachheit, die aber ihren Grund in Theodorens engelgutem, gefühlvollem Herzen hatte, besaß die Freundin, wohl mochte auch ihr zarter Körperbau dazu beitragen; sie war allzuempfindsam, sie konnte ohne bittern Seelenschmerz kein Geschöpf leiden sehen. Schon hatte Theodorens greiser Vater unter Freudenthränen die Hand segnend auf das Haupt der Verlobten gelegt, und des Brautstandes Rosenzeit war für die glücklich Liebenden mit

allen ihren wonnereichen Hoffnungen und Blüthenträumen angebrochen, als eine unglückliche Stunde wie Hagelschlag die Flur ihrer Himmelsblüthen entblätterte, und alle schönen Hoffnungen vernichtete.«

»Theodore war unbedeutend krank gewesen; an einem freundlichen Sommertage ging sie in Augusts und meiner Begleitung zum ersten Mal wieder aus; August war ganz Freude, ganz Glück, er lief umher in dem Wäldchen, wo wir lustwandelten, pflückte Blumen und Zweige, band uns Kränze, machte uns bald auf diese, bald auf jene kleine Naturmerkwürdigkeit aufmerksam, und wir wurden immer heiterer, immer fröhlicher. Da flog plötzlich vor uns ein schöner bunter Schmetterling auf.«

»Ein Schiller! ein herrlicher Schillerfalter, der hat mir lange gefehlt!« rief August, und sprang dem schnell fortflatternden Sommervogel nach. Nicht lange, so kehrte er zurück, vorsichtig, daß er die prächtigen Farben nicht verwische, den kleinen Gefangenen in der Hand haltend.«

»Das ist in unsrer Gegend gar ein seltner Gast, der fehlt meiner Sammlung lange,« sagte

er, und zog die Nadel, den Schmetterling zu durchstechen.«

»O bitte, bitte August, tödte nicht das unschuldige, schöne Thierchen!« rief mit sanften Schmeicheltönen Theodore. »Bitte, laß ihn frei!«

»Nein, nein, mein trautes Bräutchen,« antwortete August; »er muß meine Sammlung zieren, wo die silbergefleckte Juno aus Surinam prangt, darf die deutsche Iris nicht fehlen!«

»August, eine Fehlbitte lässest Du mich heute thun?« fragte mit einer Stimme, die einen Kanibalen weich gemacht hätte, Theodore, und Thränen traten in ihre schönen Augen.

»Du bist auch allzuempfindsam, meine süße Sensitiva,« erwiederte mein Bruder, das Kieselherz, und hatte kein Ohr für ihre rührende Bitte. Ich wagte gar nicht, sie zu unterstützen; denn ich wußte, daß wenn sie nichts über ihn vermochte, dies noch weit weniger mir gelang.

»Laß ihn frei, kaltherziger Mörder,« rief nun die aufs höchste Gereizte, und wollte ihm den Schmetterling entreißen, in dem Augenblicke, als August die Nadel durch seine Brust steckte; sie fuhr nicht geschickt genug zu, die

Nadel verwundete ihre zarten Finger, und des seltenen Schmetterlings Farbenstaub wischte sich von einem Flügel.

»Da hast Du ihn nun,« schrie August unwillig, indem er den todtgedrückten Falter zur Erde warf, und Theodore, noch reizbarer durch die letzte Krankheit, erschreckt durch den Nadelstich und das Blut an ihrem Finger, noch mehr durch Augusts Zorn, im Innersten gekränkt durch seine Weigerung, stand, und wurde leichenblaß, zitterte, sank in meine Arme, und bekam die heftigsten Krämpfe.«

»Denken Sie sich, lieber Freund, meine Angst. August, der nun sein Unrecht, ach, zu spät, einsah, warf sich verzweifelnd vor ihr nieder, ihre Vergebung erflehend; sie wehrte ihn heftig ab mit der Hand, bedeckte sich das Gesicht, weinte, stöhnte, ach, es war meines Lebens qualvollster Augenblick.«

»Mit Mühe brachte ich die Kranke nach Hause. Ein Nervenfieber ergriff sie, fürchterliche Phantasieen quälten sie. August durfte ihr nicht nahen; sah sie ihn, so wurde ihre Gemüthsbewegung zur lauttobenden Wuth. Ach, was habe ich, was hat ihr alter Vater, was hat August gelitten in jener Zeit! Las-

sen Sie mich schnell enden. Am neunten Tage starb Theodore; ihren Vater rührte der Schlag, er folgte ihr nach vier Tagen. — —«

Kaum konnte Luise das Letzte sprechen, sie schluchzte laut, ich schwieg, tief erschüttert. Nach einer langen Pause nahm die Freundin wieder das Wort:

»Augusts Schmerz war Anfangs starr; ich weinte heiße Thränen an ihrem Todtenbette; ach, mich traf ja doppelt die schwere Hand des Schicksals, ich verlor die inniggeliebte Freundin, und behielt den Bruder in einem bejammernswerthen Zustande. Nachdem sich die Ausbrüche wilder Verzweiflung, in denen er seine Käfer- und Schmetterlingsammlungen zerschlug und zerstörte, in denen er einige Versuche, Hand an sich zu legen, gemacht, und oft seinen Wächtern entspringend, auf den Gottesacker lief, und sich auf ihrem Grabe niederwarf, den Himmel um den Tod, ihren seligen Geist um Vergebung anrufend, verfiel er in eine stille Melancholie, und welkte zusehends dem Grabe zu. Ich litt unbeschreiblich, mit mir sprach er immer von ihr, mich bat er, für ihn zu beten; ihren Mörder nannte er sich tausend Mal, ihre Seele sey verwandt gewesen

mit der Schmetterlingsseele, ja verschwistert, er habe Beide ermordet. Unheilbar schien sein Zustand, so lange er an dem Orte blieb, wo alles ihn an sein verlornes Paradies erinnerte. Dringend riethen die Aerzte Veränderung, und dieses Gut wurde vor zwei Jahren gekauft. Diese Angelegenheiten leitete ein alter Onkel von uns, der nun auch todt ist.«

»Wunderbar-heilsam wirkte hier die freundliche Natur, wirkten Beschäftigung und Zerstreuung auf den Kranken. Aber im Anfange, als er nun seine Zimmer einrichtete, seine Naturalien aufstellte, irrten ihn die leeren Schmetterlingskästen. Neue zu fangen, hätte ihm das Leben gekostet; er konnte kein Thier tödten sehen seit jenem Unglücksvorfall, und kann es noch nicht; da setzte er sich hin im stillen Wahnsinn und schnitt die Falter aus seinen Prachtwerken.«

»Sphinx, ein Findling, den meine Eltern aufgezogen, deren eigentlicher Name Sophie ist, mußte ihm helfen, und er gab ihr einen Schmetterlingsnamen, der zugleich den der tödtenden Parze führt, ihr und sein trauriges Geschäft zu bezeichnen.«

»Vergebens bat ich ihn, abzulassen von diesem trostlosen Unternehmen, er lächelte still, schwieg und schnitt aus, und als ich ihm zu dringend wurde, schloß er sich mit Sphinx ein, und ihr, der Beschränkten, machte die heillose Arbeit Freude.«

»Nun hat es sich zwar, Dank sey dem Höchsten! sehr mit ihm gebessert, aber kommen Momente, die ihn stark ergreifen, die ihm das Bild der Verlornen zu lebhaft wieder vor die Seele rufen, dann giebt es wohl Rückfälle, und meine Angst um ihn ist daher namenlos. Fühlt er sich einmal recht froh, hat er Jemand, mit dem er über Naturkunde und Wissenschaften sich unterhalten kann, dann zeigt er seine Schätze, dann — denken Sie, dann vergißt er, daß seine Schmetterlinge Papier sind; daher ist es bekannt worden, und er wird gemieden von der Furcht, gesucht von der Neugierde, und als ein unheilbar Irrer betrachtet.« —

Schweigend hörte ich, schweigend flossen meine Thränen um den Freund.

»O wären Sie doch recht lange bei uns,« sprach Luise nun herzlich zu mir: »Sie, Sie würden ihn trösten, wenn er weint, ihn be-

ruhigen, wenn er verzagt; er liebt Sie so sehr!«

»Und Sie, theuerste Freundin, würden Sie lange den faulen Gast ertragen, würde ich Ihnen nicht zur Last werden, und — himmlisches Mädchen, wenn ich nun bliebe in Ihrer seligen Nähe, wenn nun lauter und lauter ein Gefühl für Sie in meinem Herzen spräche, das Ihre Tugend, Ihre Anmuth, Ihr süßer Liebreiz entzündet, lassen Sie mich es aussprechen in dieser schönen, feierlichen Stunde, Luise, wenn ich mehr als ruhige Freundschaft für Sie fühlte, wie würden Sie den Armen, Unbemittelten, Titellosen, der nichts hat, als etwa sein Bischen Wissen und sein Bischen Kunst, wie würden Sie —«

»Stille,« fiel sie freundlich lächelnd ein, und drückte mir ihre Flaumenhand auf den Mund. »Stille,« setzen Sie sich nicht herab, Sie haben ein reiches Herz, der Freund meines Bruders wird ewig mein Freund, wird mein Bruder seyn, und für Verkanntwerden sey ihm nicht bange!«

»O göttliche Freundin!« rief ich entzückt, und schloß sie in die Arme, und heiß und süß brannte ihr kussiger Mund auf dem meinen.

Nahe war Mitternacht, trübe flimmerten die Lämpchen in den schlummernden Mimosenbäumen. Wundervoll entfaltet standen nun die drei Kaktussonnen in ihrer herrlichsten Blüthenglorie. Tief hinab in des Blumenbodens grünen Grund konnten wir schauen, wie in ein enthülltes, süßes Geheimniß. Meinen Arm gelegt um Luisens Alabasternacken, tändelnd mit dem weichen Gelock ihres vollen braunen Haares, haltend am hochklopfenden Herzen ihre rechte Hand in meiner linken, stand ich vor den Blumen, stillselig und stillbetrachtend.

So schnell wie dieses Nachtkindes Strahlenblüthen hatte sich meine Liebe erschlossen, und Luisens Herz bürgte mir für eine schönere Dauer. Hoffnung leuchtete ja hell im Grunde des Silberkelchs.

Und heißer, inniger drückte ich das bebende Mädchen an mein glühendes Herz; der Kaktusblüthen Perubalsamduft, — gemischt mit dem Arom, das den schneeweißen Blüthen der baumartigen Datura entströmte, mit dem Wohlgeruch des gefüllten Jasminum Sambac, mit dem Düftestrom, den von Magnolien- und Orangenbäumen der laue West aus dem Garten herein trug, — wiegte meine Sinne in eine

süße Betäubung, ich wollte Luisen nicht mehr aus meinen Armen lassen. Horch, da klang über uns ein wunderbarer Ton, wie ein Lufthauch über einen Schlüssel. Wir blickten empor, aus den Blättern eines schönen Baumes schien es zu kommen.

»Ach,« rief Luise, »das ist die Hernandia sonora, die tönende Hernandie. Mein Bruder hat sie noch nicht lange, es ist die reife Nuß, die diesen Laut von sich giebt, wenn Luftzug sie berührt. Uns sey der Ton ein Ruf des Scheidens, es ist schon spät, sehen Sie die blühende Kaktus sich noch einmal an, morgen finden Sie die Blüthe nicht mehr.«

»Morgen,« rief ich ihr zu:

„Morgen liebe, was bis heute
„Nie der Liebe sich gefreut,
„Was sich stets der Liebe weihte,
„Liebe morgen, wie bis heut!“

»Nur noch einen kleinen Gang durch den Garten, Geliebte,« bat ich sie, und sie reichte mir schweigend den Arm.

Hell und herrlich strahlte Selene, Thau funkelte an den Blättern und Blumen, heiliges Schweigen lag über Flur und Hain.

Da schlossen wir innig und fest der Herzen Bund, da unter den Pinien und Laburnumbäumen schwuren wir uns ewige Liebe, und die Blätter säuselten, und die Blumen des Gartens, unsrer Gelübde stille Zeugen, nickten halbträumend uns zu.

Stillweinend lag Luise an meiner Brust, als wir, ohne daß wir es gewollt hatten, an Theodorens Urne standen. Da knieten wir nieder auf den Stufen des Monuments, da beteten wir um eine frohe glückliche Zukunft, beteten für des Bruders Wohl und Genesung, und fest umschlungen blickten wir hinauf zu den Sternen, zu den geahneten Wohnsitzen der seligen Geister.

Reiner und himmlischer Gefühle voll gingen wir dem Hause zu; noch ein minutenlanger Kuß, noch ein «Schlaf wohl, Geliebter! Träume süß, Geliebte!» und Luise verschwand in ihr Zimmer.

Und wieder stand ich einsam am Fenster meiner Stube, und blickte hinaus in die duftige Sommernacht, in die Mondscheinpracht und in den Garten unter mir, voll Blumen und Thauglanz, und überdachte mein Schicksal. Hätte ich gestern geahnet, was heute geschah? So

kommt oft unverhofft das Glück mit der günstigen Stunde, und mir hatte sie heute das Höchste gebracht, hatte, eine Himmelsblume, der Liebe Silberkelch erschlossen, und mich daraus mit Nektar getränkt.

Am andern Tage bekannte ich August meine Liebe zu Luisen, er schloß mich freudig in die Arme, er rief die Schwester, küßte und segnete uns. — —

Und so that ich denn, wie August gesagt; ich gab meine magre Collaboratorstelle am ***r Gymnasium auf, und zog nach Zehren, wo bald Luise meine glückliche Gattin wurde. Wir tragen den Bruder auf den Händen, er wird immer heiterer, und wir hegen die freudige Hoffnung, ihn bald von allen Wunden geheilt zu sehen, die ein trübes Geschick ihm schlug.

Sphinx heißt wieder Sophie, aber sie ist noch nicht anders geworden, sie übt sich, die Physiognomien der drei Parzen in der Menagerie zu silhouettiren.

Willst Du mich nun, vielgeliebter Leser, in meinem Glücke besuchen, willst Du unsre

Sammlungen, unsre Menagerie, unsern herrlichen Garten sehen, so bist Du freundlich eingeladen, aber brich im Garten keine Blume, hüte Dich, in Augusts Gegenwart, aus zarter Schonung, den Farbenstaub von den Flügeln eines Schmetterlings zu streifen. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Die Babenberger. Historische Skizze aus dem ersten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts 5

Der Mönch. Ein Nachtstück 99

Der Naturforscher. Ein Phantasiestück . 181

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Erzählungen und Phantasiestücke

Bd.: 4

Stuttgart (1831)

P.o.germ. 79 ud-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105117-7